Paed. Pr.
84.

Karl Albert.

1. Der Steg.
2. Der Lotterieladen.

Augsburg 1834.

Pr.
4

Albert

R

C. Weng sc.

Rudolfs Rettung.

Der Steg.

Der Lotterieladen.

Zwey neue Erzählungen

für

die reifere Jugend

von

Karl Albert,

Verfasser des Weihnachtsbüchel.

Mit einem Titelkupfer.

Augsburg, 1834.

Matth. Rieger'sche Buchhandlung.

(J. P. Himmer.)

R

Wd.
11. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Nichts ist verschiedener als die Schicksale des menschlichen Lebens. Mit dem Schicksale wechselt aber auch so gerne der Sinn und das Betragen der Menschen. Mancher, den wir für fromm und tugendhaft halten, zeigt sich anders, wenn seine bisherige Lage sich verändert. Die wahre Tugend bleibt sich in allen Lagen gleich, und ein wahrhaft tugendhafter Mensch hat also den Geist Gottes nicht nur in sich aufgenommen, sondern hält ihn auch fest, was ihm auch immer begegnen möge.

So lange wir dieß nicht thun, dürfen wir mit uns nicht zufrieden seyn. Wir können nicht ruhig seyn, so lange unsere Vereinigung mit Gott blos von unserem Glücke abhängt.

Betrachten wir das Schicksal aus diesem richtigen Gesichtspunkte, so erscheint es uns nicht mehr als etwas Zufälliges, das eine Macht über uns hätte und uns schaden könnte, sondern als eine Schickung von Gott, die wir dazu benützen sollen uns immer fester an ihn anzuschließen.

Jedes Geschick im menschlichen Leben führt zum Guten, zur innigern Vereinigung mit Gott, wenn wir uns nicht davon beherrschen lassen, sondern es als eine Schickung hinnehmen.

Um uns nun diese große Aufgabe zu erleichtern, läßt uns Gott den Nutzen und Zweck der mannigfaltigen Schicksale in irgend einer merkwürdigen Begebenheit deutlich erkennen, und besonders kann man die wahre Tugend in keinem helleren Lichte erblicken als im Kampfe gegen das Schicksal.

Diese beiden Beziehungen sind es hauptsächlich in welchen der Verfasser die Mittheilung der Erzählung „Der Steg" für nützlich hält.

Die kleinere Erzählung „Der Lotterieladen" beschränkt sich darauf, lehrreiche Beispiele und warnende Erfahrungen vor Augen zu stellen, welche so oft in Gottes Hand die Mittel zur Beförderung der Tugend oder zur Unterdrückung des Lasters werden.

Mit Gott habe ich diese kleine Arbeit unternommen, darum weiß ich, daß ich nicht umsonst gearbeitet habe.

Der Verfasser.

Der Steg.

Erstes Kapitel.

Peter Fels.

In dem Städtchen Minden an der Weser lebte vor vielen Jahren ein armer Zimmermann, der Peter Fels hieß. Ein seltsamer Wechsel von Glück und Unglück, die frühesten Jahre seiner Kindheit begleitend, machte sein Schicksal beinahe merkwürdig. Kaum zwei Jahre alt, war er bereits eine Waise, und auf der ganzen weiten Welt lebte Niemand, der um ihn sich bekümmert hätte. Ein altes, gewissenloses Weib, das sich vom Bettel nährte, nahm ihn zu sich. Sie hatte nur die Absicht, durch den jämmerlichen Anblick des Kindes, dem es an aller Pflege mangelte, ein besonderes Mitleiden zu erregen, und sich Almosen zu verschaffen. Längere Zeit blieb das Kind so verwahrlost und fast gemißhandelt; aber eines Tages kam eine junge vornehme Dame den Weg, an welchem die Bettlerin gewöhnlich saß, und das Elend

des Knaben gieng ihr tief zu Herzen. Sie glaubte in seinem Gesichte eine Aehnlichkeit mit ihrem erst kurz gestorbenen Kinde zu entdecken, und in diesem Augenblicke faßte sie den Entschluß, sich seiner anzunehmen. Sie rettete ihm dadurch das Leben, das die fortgesetzte Lieblosigkeit und Grausamkeit des alten Weibes bald gar zu Grunde gerichtet hätte. Eine recht schöne und freundliche Zeit war mit diesem Tage für den kleinen, bisher so unglücklichen Peter angebrochen. Die Dame ersetzte ihm die Stelle einer wahren Mutter, und in den ersten Augenblicken seines erwachenden Bewußtseyns sah er sich von ihren liebenden Armen umschlossen. Eine dunkle, immer mehr erlöschende Erinnerung war das Einzige, was ihm von seinem vorigen Elende zurückblieb. Dafür hieng er mit der größten Zärtlichkeit an seiner neuen Mutter. Sie verstand es gut, sich die Liebe und das Zutrauen eines Kindes zu erwerben, und auch als Erzieherin ihre wichtigen Pflichten ganz zu erfüllen. Die unglaubliche Kraft einer frühen Gewöhnung und ein ruhiges, ununterbrochenes Fortwandeln nach Einem Ziele waren die hauptsächlichsten Mittel, deren sie sich bei ihrer Erziehung bediente. Peter verdankte ihnen einen gutgebildeten Verstand und ein offenes, empfängliches Herz, zwei große Schätze für sein ganzes Leben. Er würde unter ihrer Leitung einer der vorzüglichsten Menschen geworden seyn; aber als er eben zwölf Jahre alt war, machte der plötzliche, unvermuthete Tod seiner innig geliebten Pflegemutter ihn zum Zweitenmal zu einer Waise. Diesen Verlust empfand er schmerzlich. Er wußte, was er in ihr verloren hatte. Sein Innerstes wurde davon erschüttert. Mit Thränen, wie er sie in seinem Leben

nicht wieder weinte, verließ er, von den Verwandten der Verstorbenen hartherzig verstoßen, einen kleinen Bündel auf dem Rücken, das Haus. Es war ihm, als ziehe er selbst dem Grabe entgegen. Beinahe wäre es auch wirklich so gekommen. Nach einer Wanderung von wenigen Tagen, während welcher er kümmerlich lebte, und in denen seine angegriffenen Kräfte sich erschöpften, sank er auf der Treppe eines Hauses zusammen, in dem er um Brod flehte. Im ersten Schrecken nahm man sich wohl seiner an und suchte ihn etwas zu stärken; als er sich aber kaum erholt hatte, war er wieder so verlassen wie vorher. In der Hütte eines kärglich lebenden Taglöhners unterlag er abermals. Die heftigste Krankheit befiel ihn. Der Taglöhner hatte großes Mitleid mit ihm, aber keine Mittel, ihm zu helfen. Mehrere Monate lang lag der Knabe, des Nöthigsten beraubt, auf einem elenden Strohlager in dieser Hütte dem Tode nahe. Seine Jugend half ihm zwar wieder empor; allein er glich einem Gerippe, als er die Hütte verließ. Von der bittersten Noth gezwungen, kehrte er zurück nach Minden, um in dem Hause, wo er einst so glücklich gewesen, vielleicht doch einige Hilfe zu finden.

Gott ersparte ihm diesen sauern Schritt. Das erste Haus, das er in Minden betrat, war das Haus eines vermöglichen Zimmermanns, Vaters von mehreren Kindern. Sie saßen eben beisammen zu Tische, und aßen, als Peter, noch blaß und abgezehrt wie eine Leiche, in Lumpen gehüllt, hereintrat. Sein Unglück rührte sie, und sie setzten ihn zu sich an den Tisch, damit er sich erquicken möge. Während dem Essen thaten sie allerlei Fragen an ihn. Als sie erfuhren, daß er das von der

wohlthätigen reichen Dame angenommene Kind sey, bedauerten sie ihn noch mehr. Der Zimmermann aber, welcher ihm sehr aufmerksam zugehört hatte, trat zu ihm, und sagte: „Du weißt es nicht, guter Knabe, was für ein Vorwurf die Erzählung von deinem Unglücke für mich ist. Ich trage eigentlich die Schuld davon, und ich kann dich nicht ansehen, ohne die bitterste Reue zu empfinden. Die verstorbene Dame, welche sich deiner so liebreich annahm, und dir so viel Gutes erwiesen hat, ist auch für mich, wie für so manchen Andern, eine große Wohlthäterin gewesen. Sie kannte mich als einen redlichen und arbeitsamen Mann, — in diesem Rufe steh' ich bei dem ganzen Städtchen — und darum unterstützte sie mich oft mit Geld und Arbeit. Lange Zeit vor ihrem Tode brachte sie mir ungebeten ein Kapital, um, wie sie sagte, bei mir es anzulegen. Sie habe einen armen Knaben aufgenommen, dem es dereinst mit allen Zinsen zu Guten kommen solle. Als sie nun starb, bis zu welcher Zeit sie es mit neuen Summen vermehrt hatte, dacht' ich, es werde von den Verwandten sogleich zurückgefodert werden. Es geschah nicht; wahrscheinlich wußten die Verwandten nichts von diesem Gelde. Ich war froh, das Geld nicht so unvermuthet zurückgeben zu müssen, und schwieg ebenfalls. Es war nicht mein Wille, es für mich zu behalten; aber der klugen und wohlthätigen Absicht der Dame hätte ich mich erinnern sollen. Darin habe ich gefehlt, und der Himmel selbst gibt mir jetzt Gelegenheit, meinen Fehler zu verbessern. Ja, es war wohl seine Schickung, daß ich das Geld so lange zurückbehielt. Die hartherzigen Verwandten der Verstorbenen würden dir auch diese Hilfe entzogen haben,

guter Knabe; bei mir soll dir nichts davon verloren gehen. Ich denke, du wirst gerne einwilligen, bei mir zu bleiben, und die Zahl meiner Kinder zu vermehren. Ich will dir Vater seyn wie jedem meiner leiblichen Kinder, und wenn du Lust hast, das Handwerk zu lernen" — Peter ließ ihn nicht ausreden; er war vor Freuden wie außer sich. Die unerwartete Hilfe, die ihm widerfuhr, erinnerte ihn an alle jene frommen Worte, womit seine verstorbene Pflegemutter schon so frühe ihn über die Liebe und Vorsehung Gottes unterrichtet hatte. Er glaubte den Engel vor sich zu sehen, der den Zimmermann zu diesem liebevollen Entschluß ermunterte. Andächtig faltete er die Hände, und betete im Stillen. Das gefiel dem Zimmermanne und seiner ganzen Familie sehr wohl. Sie machten sogleich alle Anstalten, ihn bei sich zu behalten, und Peter wurde von diesem Augenblicke an als ein Glied des Hauses betrachtet. Die Kinder nannten ihn ihren Bruder, die Eltern ihren Sohn. Er schien immer zu ihnen gehört zu haben; denn er war eben so fromm, gut und liebreich, wie sie alle. Darum wurde er schnell vertraut mit ihnen. Er stand ungefähr in gleichem Alter mit dem ältesten Kinde, das ebenfalls das Handwerk seines Vaters lernte. Beide wetteiferten, es einander in Fleiß und Geschicklichkeit zuvorzuthun, und der Vater sah ihnen oft mit Vergnügen zu. Sie wurden auch beide allmählig sehr gewandt und erfahren in ihrer Kunst. Peter, so jung er noch war, wurde nach acht Jahren, welche er auf solche Weise, glücklich und in nützlicher Beschäftigung, in dem Hause des Zimmermanns dahin brachte, schon Meister. Das für ihn angelegte Kapital mit den daraus gewonnenen

Zinsen war mehr als hinreichend für den Anfang. Einen noch viel größeren Schatz, als dieses Geld aber erwarb der junge Meister durch Katharina, die Tochter eines Nachbars, die er zum Weibe nahm. Denn so arm und unvermöglich sie war, zog doch, wie er nachher selbst oft sagte, der größte Segen mit ihr in sein Haus ein.

Zweites Kapitel.

Katharina.

Der Lebenslauf Katharinens bis zu ihrer Verheirathung mit Peter war nicht so abwechselnd und verwickelt, wie der dieses Letzteren, sondern vielmehr ganz einförmig. Sie war die Tochter eines armen, aber rechtschaffenen Malers, und ihre Mutter hatte selbst einst eine sehr gute Erziehung genossen, war daher im Stande, auch für ihre Tochter in dieser Hinsicht zu sorgen. Sie erzog dieselbe einfach und natürlich, aber mit einer richtigen Ansicht des Lebens. Ohne es zu wissen und zu wollen, unterstützte sie der Vater hiebei sehr durch seine Gemälde. Er malte fast immer nur für Kirchen, oder kleine Darstellungen aus der biblischen Geschichte, und wie denn alle Kinder gerne nach Bildern greifen, so war es auch bei Katharinen. Ihre Mutter benützte diesen Anlaß für den ersten Unterricht, und erkannte darin ein Mittel, denselben eindringlicher und lebhafter zu machen. Es gelang ihr dieses auch sehr gut; denn Katharina vergaß nie wieder, was sie als Kind gesehen und zugleich gehört hatte. Die Erzählungen der lieben Mutter haf-

teten eben so in ihrem Gedächtnisse, wie die ehrwürdigen, heiligen Gestalten in ihrer Vorstellungskraft. Sie lernte Sanftmuth, Gottvertrauen, andächtige Erhebung, Menschenliebe aus den Bildern kennen, und die Mutter brachte diese anfangs dunkle Erkenntniß in ihr zum klaren Bewußtseyn. Ihr Haus, voll von diesen heiligen Gemälden, war ihr wie eine Kirche, und in der Kirche machte der Anblick dieser jugendlichen Gefährten sie eben so heimisch. Peter war nie in ihr Haus gekommen; aber wenn er sie von Ferne sah, so stiegen die nie gesehenen Bilder ihres väterlichen Hauses in seinem Geiste auf. An dem Fenster ihres Kämmerchens hieng eine Abbildung der heiligen Elisabeth, von dem Vater ihr zum Geschenk gemacht, und oft von ihr mit der Mutter betrachtet. Den Blick auf dieses Bild geheftet, theilte sie ihr Weniges unter den Armen, die, wie auf dem Bilde, vor ihrem Fenster von Zeit zu Zeit sich versammelten. Statt des Spiegels hatte sie ein liebliches Marienbild in ihrer Kammer, und in ihrer kindlichen Unschuld machte es ihr eine Freude, die Kleidung derselben an sich nachzuahmen. Man konnte das Innere Katharinens durchschauen, wenn man sie nur ansah. Darum wählte Peter, der für alles Gute empfänglich war, sie zu seinem Weibe, obwohl er nur sehr selten und zufällig mit ihr zusammengekommen war. Er vertraute zuerst seinen Entschluß nur seinen Eltern, und fragte sie um Rath. Da diese ihn aber sehr billigten, weil Katharinens Frömmigkeit und gute Denkungsart fast allgemein bekannt war, so wandte er sich eines Morgens auch an Katharinens Eltern, und trug ihnen seinen Wunsch vor. Diese hörten dem redlichen, fleißigen Jünglinge, der es

in Kurzem so weit gebracht hatte, mit Freude zu, und versprachen, mit ihrer Tochter darüber zu reden. Ja, die Mutter gieng sogleich nach der Entfernung Peters zu Katharinen, erzählte ihr das Vorgefallene, und fuhr dann fort zu reden: „Liebe Katharine, die Zeit ist jetzt nahe, von der ich so oft mit dir gesprochen habe. Bald wirst du nicht mehr, wie bisher, immer um uns seyn, und der kleine Raum, in dem du dich bisher bewegtest, wird sich vergrößern. Die Zeit ist nahe, wo nicht mehr blos deine eigene Ausbildung und deine Liebe zu den Eltern, sondern noch andere, nicht minder wichtige Pflichten dich beschäftigen werden. Es bricht ein neuer Abschnitt deines Lebens an, der dir schon aus meinen früheren Gesprächen mit dir nicht mehr ganz unbekannt ist. Aber ehe du wirklich eintrittst in diesen Kreis, ehe du diese Pflichten auf dich nimmst, muß ich sie dir noch einmal recht nahe legen, dich recht vertraut mit ihnen machen. Sieh', liebe Katharine, du hast, so weit du zurückdenken kannst, bei uns gelebt, hast Alles, was du bedurftest, Nahrung, Pflege und Erziehung von uns genossen, und weißt den Werth dieser Güter zu schätzen. Denn du hast dich, sowohl gegen Gott als gegen uns, immer dankbar dafür bewiesen." Innig drückte Katharina die Hand ihrer Mutter. Diese fuhr fort: „Du hast auch oft selbst schon den Wunsch ausgesprochen, auf eine oder die andere Weise nicht blos mit Worten, sondern recht thätigen Dank beweisen zu können. Diese Gelegenheit nun aber gibt Gott jedem Menschen. So lange wir jung sind, und selbst noch so gar vieles bedürfen, sind zärtliche Eltern unsere Freunde, Schützer und Wohlthäter, und sie sorgen für uns in allen Din-

gen. Wenn wir aber größer sind und uns mehr selbst helfen können, so verlangt Gott, daß auch wir wieder zu Spendern seiner Wohlthaten werden, uns der Hilfebedürftigen annehmen und ihnen Alles mittheilen, wie uns selbst einst Alles mitgetheilt worden ist. Was ich dir geben konnte, meine Tochter, ist mir zuvor auf die nämliche Weise von meinen Eltern zu Theil geworden. Und so wie du es von mir empfangen, Katharina, wirst du auch Andere damit beglücken. Wie du deine Mutter liebst und ihr dankbar bist, eben diesen Dank und diese Liebe wirst du nun bald selbst ernten." „O, wie werde ich das können!" unterbrach Katharina sie feurig, — „wie werde ich im Stande seyn, einem Wesen so viele Wohlthaten zu erweisen, es so glücklich zu machen, als ich es durch dich geworden bin! Ich fühle es, ich werde dich nicht nachahmen können." „Du wirst nicht allein stehen, gutes Mädchen," erwiderte ihr die Mutter freundlich. „Wo der gute Wille nicht mangelt, da wird die Kraft wohl selten fehlen. Ein liebevolles Herz, das ist es, was du nicht entbehren kannst; was dir aber anfänglich an Einsicht und Festigkeit gebricht, das, Tochter, ersetzt der Gatte, der dir zur Seite steht. Da muß die Gattin auf den Gatten sich stützen, und darum muß sie ihre Wahl auch so einrichten, daß sie dieses könne. Du hast ganz recht, wenn du deine Aufgabe als Mutter schwierig nennst, und gerade auf diesen Punkt wollte ich deine Aufmerksamkeit hinlenken. Aber sie wird dir erleichtert dadurch, daß du zugleich Gattin seyn wirst. Nicht ohne Absicht sind die Wege, auf welchen Gott die Menschen leitet, so verschieden. Durch den Gatten, den er dir zuführt, wird sich dein Blick erwei-

tern, deine Seele sich stärken, du wirst kühner und vertrauensvoller in das Leben schauen. Glaube mir, etwas Großes und Heiliges ist es um die Gründung einer ächten Familie. Gott vereiniget da zwei Menschen, die fähig sind, einander zu unterstützen, und zu erheben. In dieser Vereinigung überträgt er ihnen die wichtigsten Pflichten der Erde. Ahnest du, liebe Katharine, daß du an der Seite des jungen Meisters an deiner Frömmigkeit und Unschuld nichts verlieren, daß du vielmehr in Vereinigung mit ihm zu dem erhabensten Geschäfte der Erde, zu der Erziehung einer Seele für ihre himmlische Bestimmung dich fähig fühlen werdest?" Die Tochter drückte die Hand ihrer Mutter an ihre Brust und sagte: „Ich habe ihn beten sehen, Mutter, und glaube es. Ich habe ihn helfen sehen, wo ich nur weinen konnte. Sein Blick ist so gut und so liebreich." Katharinens Mutter schwieg einige Augenblicke, dann sagte sie ernst und feierlich: „Katharine, jede Pflicht-Verletzung ist verderblich. Du kennst den Werth der Unschuld. Ich danke Gott, der sie dir bis jetzt erhalten hat. Solltest du in den größeren, den heiligeren Pflichten verloren gehen? Ihre Verletzung, — Katharina, du wirst sie dir nicht zu Schulden kommen lassen. Von einem Weibe, das Gott nicht fürchtet, wendet er sein Angesicht, — und ein Haus, eine Familie, die von Gott entfernt ist! O liebe, liebe Tochter, schon der Gedanke daran ist schrecklich!" Mit Thränen in den Augen umarmte Katharina ihre Mutter, und rief: „Nein, nein, nicht die kleinste meiner Pflichten" — „Willst du ein gutes, ein gottesfürchtiges Weib werden? Getrauest du dich, ohne dein, ohne deiner Kinder Verderben diese Bahn zu wandeln?"

fragte die Mutter, ihr die Thränen vom Auge wischend. Katharina versprach es. „O so gedenke immer dieses deines Versprechens," rief die Mutter, „die kleinste Abweichung von der Bahn des Rechten vermeide, liebe und ehre deinen Gatten, sey ihm eine treue Gefährtin nicht blos im Glücke, sondern auch im Unglück!"

Drittes Kapitel.

Die Familie.

Sobald Peter die Einwilligung Katharinens und ihrer Eltern zu seiner Verbindung mit ihr erhalten hatte, begann er, die nöthigen Anstalten zu treffen. Er richtete so gut als möglich sein Haus ein, und suchte es nicht nur bequem und geräumig, sondern auch freundlich und angenehm zu machen. Er wünschte sehr, daß Katharine bei ihrem Einzuge in dasselbe Freude daran finden möchte. Darum war er auch vorzüglich dafür besorgt, es mit einigen schönen, frommen Gemälden auszuschmücken. Sein alter, guter Meister, der ihn sehr lieb hatte und über sein Glück sehr erfreut war, war ihm bei allen diesen kleinen Arbeiten behilflich. Auch dieser konnte es nicht unterlassen, dabei einige wohlgemeinte, herzliche Ermahnungen für die Zukunft anzubringen. „Das ist noch ein altes, kernhaftes Gemälde, wie es jetzt nicht leicht mehr Einer nachmalt," sagte er, da er eben ein Gemälde an die Wand hängte; „seht nur, wie frisch, wie feurig die Farben noch sind, und die Jahrzahl ist bald hundert Jahre! Ich wette, in den nächsten fünfzig

Jahren ist es noch nicht anders. Ja, so ein Gemälde muß man einer guten, glücklichen Familie in das Zimmer hängen. Auch bei ihr bleiben die schönen Farben der Liebe und Unschuld frisch und unverändert, wenn noch so viel Zeit darüber weggeht. Sind nur gleich von Anfang die rechten Farben, und zwar nicht blos oberflächlich, aufgetragen, o dann geht das Gemälde nicht zu Grunde! Euer Herz, Peter, und das Eures Weibes, die jetzt so warm und lebhaft für das Gute schlagen, werden sich nicht verändern, was euch auch begegnen mag. Wie schade, bedenkt, wenn auch nur Eine Farbe an diesem Bild erloschen wäre!" Als er darauf über der Thüre eine Blumen-Guirlande befestigte, sagte er: „Ach, die wird wohl schnell verdorren, und es wird dann wenig helfen, daß sie da über der Thüre gehangen, als Euer Weib das Erstemal durch dieselbe hereingegangen ist!" Er stieg von dem Stuhle herab, auf dem er stand, faßte Peter bei der Hand, und drückte sie. „Peter," fragte er, „wird Eure Katharine auch dann noch mit Freuden an diese Blumen denken, wenn sie längst verdorrt sind? Wird sie dieselben noch mit eben dieser Freude über der Thüre zu erblicken glauben, wenn sie nach Jahren hier ein- und ausgeht? Oder wird sie sich deren vielmehr erinnern, wenn sie ihre Kinder beweint, die dahinwelken an dem Gift der elterlichen Zwietracht und Gottesloſigkeit, gleich diesen Blumen? Nein, vergebt mir eine solche Frage! Ich weiß es gewiß, Ihr macht Eure Katharine, Eure Familie glücklich. Ein wahrer, ein christlicher Hausvater werdet Ihr seyn bis an's Ende." Peter konnte nicht reden vor Rührung; einsam an Gottes heiligem Altar hatte er es schon ge-

lobt, den Himmel zu bewahren, den Gott auf jede reine Familie herabsenkt, und den Segen, den er über sie ausbreitet. Am Vorabende seines Vermählungstages betete er mit Katharinen: „Vater im Himmel, die Engel der Kleinen, die Du uns anvertrauest, laß wachen über unserem Hause, daß es Dir geheiligt bleibe; auch unsere Engel feiern den Bund, den wir jetzt mit einander eingehen, laß ihn unauflöslich seyn!" Als sie vor dem Altare standen, und ihre Hände vereiniget wurden, da empfanden sie, daß Gott ihr Gebet erhört habe. Es war der festlichste Tag ihres Lebens. Mit der innigsten Empfindung und der wärmsten Freude begannen sie ihre neuen Pflichten. Eins fand in dem Umgang des Anderen Erhebung und Veredlung. So klein der Raum war, in welchem sie beisammen wohnten, war er doch ein unendlich weiter Kreis des Wirkens für sie beide, und es war eine Seligkeit für sie, in so gemeinschaftlichem Bestreben ihrem Ziele zuzuwandeln. Vor Allem erhöhte sich ihre Andacht und ihr religiöses Leben durch die wechselseitige Mittheilung. Ihre übereinstimmende Begeisterung für Gott und das Gute nährte sich an frommen, erbaulichen Gesprächen, ihre Gebete verrichteten sie gemeinschaftlich, und die Achtung, welche sie beide für einander hegten, bewog sie, mit verdoppeltem Eifer auch die kleinsten Fehltritte zu vermeiden, wodurch ihr schöner sittlicher Wandel hätte getrübt, der reine Einklang ihrer Seelen gestört werden können. Jedes diente dem Andern zum Spiegel und Muster seines Betragens, und sie lernten den Werth eines frommen, kindlich reinen Lebens, das auch in den kleinsten Dingen die Rücksicht auf Gott festhält, in einem Maaße kennen, das ihnen zuvor noch

ganz fremd gewesen war. Von jeher hatte Peter für seinen Beruf eine ungemeine Vorliebe und umfaßte ihn mit allem Eifer; aber jetzt hatte er ihm noch eine viel größere Bedeutung gewonnen, und er schätzte ihn noch viel höher. Wenn er nämlich Abends von der Arbeit des Tages nach Haus kam, und seine Katharine noch in ihrem häuslichen Kreise geschäftig fand, wie sie auch auf das Geringste ihre Aufmerksamkeit wandte, und die Sorge für Ordnung und Reinlichkeit ihr so sehr am Herzen lag, da lächelte er oft und sagte: „Was kann unwichtiger scheinen, als jenes Stäubchen, das du da eben wegwischtest, oder jene Anordnung, die du da eben trafest, Katharine! Wie viele Hausfrauen halten auch wirklich ihre häuslichen Arbeiten für verächtlich und sich für nutzlos, weil sie zu denselben angewiesen sind! Aber wenn ich das Ganze betrachte, das aus allen deinen einzelnen kleinen Beschäftigungen hervorgeht, dieses liebliche Bild des Friedens und der Vollendung, das uns in unserem Hause wie in einer eigenen kleinen Welt umgibt, und das so sehr zusammenhängt mit dem Frieden und der Vollendung in unserem Innern, — da erkenne ich es, wie nie zuvor, von welcher Wichtigkeit und Bedeutung auch das kleinste Walten in dem menschlichen Leben wird, wenn es die rechte Beziehung auf das Ganze hat. So schön und lieblich, wie in unserer Wohnung, liebes Weib, sollte es auf der ganzen Erde seyn. Dann würden wir überall, wohin wir träten, die Wonne und die Befriedigung empfinden, die mich jedesmal beim Eintritt in mein Haus ergreift. Aber damit dieses so wäre, müßte Jeder in und um sich Frieden und Vollendung schaffen, im größten, wie hier in dem kleinsten Kreise.

Kein Beruf kann mehr unwichtig oder geringfügig erscheinen, wenn man das Auge nicht auf das Einzelne, sondern auf das Ganze wendet. Ein Haus braucht wohl viel und lange, bis es aufgebaut ist, und deckt dann nur den kleinsten Fleck der Erde; aber könnte ich mir alle Wohnungen der Erde als solche Stätten des Friedens und der Vollendung denken, — wie gesegnet jeder Hammerschlag, wie hoffnungsreich jede Stunde Arbeit! Und am Ende bauen wir doch alle für den Frieden und die Vollendung!" Peters Haus war in Wahrheit eine gesegnete Stätte. Sein Fleiß und seine Redlichkeit, so wie seine Erfahrenheit in der Kunst verschafften ihm eine Menge Arbeit und die froheste Aussicht auf die Zukunft. Alles geing ihm gut und glücklich von Statten, was er anfieng, und an jedem Abende stieg der laute Dank des frommen Paares gegen Himmel. Katharina hatte noch keine schweren, sondern lauter freudige Pflichten zu erfüllen. „Sie wird nicht ausbleiben, die Zeit des Kampfes und der Trübsal," sagte Peter zu ihr, als sie einst wegen dieses Segens sich glücklich pries, „ich habe mannichfaltigen Wechsel des Lebens erfahren, und den ehrwürdigen Zweck dieses Wechsels einsehen gelernt. Glaube mir, auch du wirst noch Prüfungen zu bestehen haben. Wir wollen dieses nicht vergessen, auf daß sie uns nicht unvorbereitet finden." Aber für jetzt erfuhr Katharina nur neuen Segen. Die Mutterfreuden zogen in ihr Herz ein, und weihten es zum Tempel des höchsten, des reinsten Glückes. Sie faßte die Erziehung von ihrem schönsten Standpunkte auf. „Welch' wichtige Würde," rief sie aus, „auch nur Erzieherin eines einzigen Kindes zu seyn! Welch' große Aufgabe, ein Leben zum Leben in

Gott zu erheben! Wie viele Kräfte sind diesem Kinde gegeben, zu welcher hohen Bestimmung ist es berufen; aber die Kräfte schlummern noch, es hat noch keinen Begriff von seiner Bestimmung! Aus meinem Munde wird es zuerst das Wort Gott vernehmen, auf meinem Schooße wird es zum Erstenmal die Hände falten, — ich soll es zu der Fülle von Seligkeit führen, die in der Brust eines jeden wahren Christen wohnt. Ja, es ist ganz, in Allem an mich angewiesen, alle seine Wohlthaten läßt Gott ihm durch mich zu Theil werden, die ersten Funken der Liebe werden an meinem Herzen es erwärmen. O wie erhebend ist es, eine Seele Gott zuzuführen!" So war ihr denn die Erziehung ihres Kindes für seine göttliche Bestimmung die höchste und heiligste ihrer Pflichten; sie betrachtete sich dabei nur als die Stellvertreterin Gottes. Als solche bestrebte sie sich, vom ersten Augenblicke an nichts außer Acht zu lassen, was zur Erhaltung und Entwicklung der körperlichen und geistigen Kräfte ihres Kindes beitragen konnte. „Gott hat mir ja alle Mittel dazu gegeben," sagte sie, „ich darf sie nur nicht unbenützt lassen." Alles, was auf ihr Kind Bezug hatte, nahm sie selbst vor; es war ihr zu wichtig, um es jemand Anderem zu überlassen. Kein Auge verwandte sie von ihm, keinen Rath ihres Mannes ließ sie unbeachtet. Als das Kind einige Jahre alt war, und das Gehen zu versuchen anfieng, war es oft für Peter ein überaus lieblicher Anblick, wie die Mutter dasselbe so sorgsam leitete, vor allen Gefahren es in Acht nahm, und nach jeder kurzen Wanderung auf ihrem Schooß es rasten ließ. „Wie du mit dem Kinde, macht es Gott mit uns," sagte er; „ohne daß wir es recht bemerken,

lenkt und sichert er unsere Schritte, und bereitet uns nach jedem harten Tag die Ruhe." Die ersten Worte aus dem Munde des Kindes widerhallten wie Zauberton in dem Herzen der liebenden Mutter, und die Lebhaftigkeit, womit der kleine Rudolph — so hieß der Knabe — der zunächst um ihn befindlichen Gegenstände allmählig sich annahm, brachte ihr fast jeden Tag eine neue Freude. Immer näher rückte die Zeit heran, in welcher auch den ersten religiösen Gefühlen das Herz des Kindes sich öffnen sollte. Wie auf eine heilige Zeit bereitete sie sich darauf vor und beschäftigte sich gerne mit dem Gedanken, die kindliche Brust des Knaben mit Gott recht innig vertraut zu machen. Sie nahm sich vor, den Keim der Tugend und Frömmigkeit in dem Gemüthe des Knaben auf das Sorgfältigste zu pflegen.

Viertes Kapitel.

Glück und Unglück.

Rudolph war, wie die Eltern bald entdeckten, mit ausgezeichneten Anlagen begabt. Eine beständige Munterkeit des Geistes, Wißbegierde und schnelles Auffassen des Gehörten ließen sich an ihm nicht verkennen. Ungemein erleichterte dieß seine Erziehung. Die Mutter, verständig genug, diese schönen Gaben seines Geistes ungehindert emporblühen zu lassen, begnügte sich damit, der eigenen Entwickelung des Kindes zu folgen, und gab ihr nur, wo sie es für nöthig hielt, unvermerkt eine andere Richtung. Auf der anderen Seite wußte sie

Alles, was das Kind that und vornahm, auf das Beste zu benützen. Mit dem größten Entzücken sah sie es daher, wie Rudolph eines Tages, seine betenden Eltern nachahmend, ungeheißen die kleinen Hände faltete und zum Himmel emporschaute, als wollte er ihre Andacht theilen. Sie gewahrte darin sogleich einen Punkt, an welchem ihre religiöse Erziehung sich vortheilhaft anknüpfen konnte. „Wie lange," sagte sie zu ihrem Manne, „hat er unsere Liebe und Pflege genossen, ohne uns als seine Wohlthäter zu kennen, ohne uns Vater und Mutter zu heißen; aber mit Einemmale kam er zum Bewußtseyn, seine unwillkührliche Liebe zu uns und unsere immerwährende Nähe haben ihm die Augen geöffnet. Eben so soll es ihm nun mit Gott ergehen, von dem er, ohne es noch zu wissen, das Leben und Alles hat. Von selbst wird er Gott immer näher kommen, wird immer aufmerksamer auf ihn werden, und mit Einemmale wird er auch Ihn erkennen, ihn seinen Vater heißen." Das Gebet war, wie Katharina richtig urtheilte, das sicherste Mittel hiezu. Anfangs es nur kindlich nachahmend, suchte er bald, da es sich täglich wiederholte, Ernst und Bedeutung in demselben, zumal da er auch die Worte nachsprechen lernte. „Ist denn dein Vater da droben, im Himmel, Mutter?" war die Frage, womit er frühzeitig Katharinen überraschte. Der Augenblick, in welchem das Kind diese Frage that, war ihr von unsäglichem Werthe. An diese Frage knüpfte sich das erste Gespräch, das sie mit ihrem Rudolph über Gott führte. So kurz es war, war es doch voll Inhalt. Sie suchte dem Kinde begreiflich zu machen daß dort oben im Himmel ein Vater aller

Menschen wohne, ein Vater, von dem Alles komme, was nur irgend ein Mensch besitze. Das Kind horchte hoch auf, und fragte weiter, warum man denn diesen Vater nicht sehe. Katharine belehrte ihn nun, daß Gott — mit welcher Seligkeit sprach sie zum Erstenmale diesen Namen zu Rudolph! — ein ganz anderes Wesen, als der Mensch sey, daß er allwissend und allgegenwärtig, das vollkommenste Wesen sey. „Du wirst dir das noch nicht so recht denken können, mein Kind," fuhr sie fort; „aber nach und nach, wenn wir öfter von Gott reden, und wenn du älter und verständiger wirst, wirst du auch diesen deinen Vater im Himmel kennen lernen!" Als sie, selbst voll kindlicher Unschuld, noch so mit Rudolph sprach, trat Peter zu ihnen. Die Freude leuchtete aus ihren Augen, und, ihren Rudolph in die Arme schließend, sagte sie: „Das ahnte ich nicht, daß ich so glücklich werden sollte. Eine solche Seligkeit glaubte ich nur dem Himmel aufbehalten." Peter wies auf ein Marienbild, ihr Lieblings-Gemälde, und sagte: „Seit diese Mutter ihr heiliges Kind in die Arme schloß, sind die Mutterfreuden wahre Freuden des Himmels geworden, und sind nur darin denen der Erde ähnlich, daß auch sie einem Wechsel unterliegen können. Die höchste Seligkeit, aber auch die tiefste Trauer, hat dieses Mutterherz empfunden." Katharina schwieg, und senkte die Augen zu Boden; denn so sehr sie sich diese heilige Mutter in ihren mütterlichen Freuden zum Vorbilde gemacht hatte, so ungewohnt und bestürzend war für sie der Gedanke, diese Freuden mit mütterlichen Thränen vertauschen zu müssen. Peter bemerkte es, und suchte sie zu erheitern. Besser gelang

es dem kleinen Rudolph, der in's Freie wollte. Die Natur gab ihr tausendfachen Anlaß, den einmal begonnenen frommen Unterricht auf die einfachste Weise fortzusetzen, und die bildlichen Darstellungen aus der biblischen Geschichte, die sie selbst in ihrer Kindheit so lieb gewonnen hatte, und die nun auch Rudolph's liebstes Spielzeug wurden, dienten ihr zu einem trefflichen Leitfaden. Sie wurde indessen Mutter von noch mehr Kindern, und so lebte und webte sie in ihrem Gattin- und Mutter-Berufe. Keine Familie in ganz Minden war glücklicher, als diese. Ja, es war, als ob Gott augenscheinlich sie unter seinen besonderen Schutz genommen habe; denn eine äußerst bösartige, ansteckende Krankheit, die nach mehreren Jahren in der Gegend ausbrach, und fast kein Haus verschont ließ, hatte schon rings um die Wohnung des glücklichen Ehepaares gewüthet, ohne daß in dieser auch nur eine Spur davon sich zeigte. Die Krankheit war schon beinahe wieder gedämpft, und ein günstiger Wechsel der Witterung, welcher eines Abends unvermuthet eintrat, befreite nach der Versicherung der Aerzte die Stadt von jeder weiteren Sorge. Peter und Katharine waren voll des innigsten Dankes gegen den Herrn, und feierten laut ihre Rettung. Still und friedlich, noch durchdrungen von der Rührung des Gebetes, giengen sie zu Bette. Aber siehe! — in eben dieser Nacht noch pochte das Unglück an ihre Pforte. Plötzlich und mit reißender Gewalt wurden die beiden jüngeren Kinder von den auffallendsten Zeichen der schon nicht mehr gefürchteten Krankheit ergriffen. Rudolph klagte zu gleicher Zeit über Mattigkeit und Hitze, womit die Krankheit sonst gewöhnlich

anfieng. Der Schrecken und die Bestürzung der Eltern waren unbeschreiblich. Der schnell herbeigeholte Arzt traf vor Allem Sorge, den Knaben von den kränkeren beiden Kindern zu trennen, und empfahl dann den Eltern, wenn sie doch von ihren Kindern sich nicht trennen wollten, in ihre Pflege und Wartung sich zu theilen. Katharina blieb bei den jüngeren Kindern. Es war der erste Schlag des Schicksals, den sie erfuhr; nur die Angst hielt sie noch aufrecht. Aber die Krankheit wurde immer heftiger; um die Mittagszeit des folgenden Tages stand es mit Rudolph bereits so gefährlich, als mit den anderen Kindern, und der Arzt erlaubte die ungetheilte Wartung und Pflege, weil bei allen die Krankheit den gleichen Grad erreicht hatte. Das Unglück stieg noch höher. So sehr er sich auch bemühte, konnte doch Peter die ihn ebenfalls ergreifende Schwäche und Fieberhaftigkeit nicht länger verbergen. Er mußte zu Bette gebracht werden, und die arme Katharine stand allein, rathlos und von der schrecklichsten Furcht gequält, allem diesem Jammer gegenüber. Schluchzend warf sie sich mitten in der Kammer auf die Kniee, rang die bittenden Hände gegen Himmel, und flehte um Linderung. Da fiel ihr Blick auf das Marienbild. „Nein," rief sie, „Vater im Himmel, ich will leiden, verfahre mit mir nach Deinem Willen, nur entreiße mir keines von Denen, die Du mir anvertraut hast, nur stelle nicht das Grab zwischen mich und sie! Laß mich vereint bleiben mit den Meinigen!" Allein der Himmel beschloß es anders. Am Abende waren die beiden jüngeren Kinder Leichen, Rudolph lag in höchster Gefahr, und ihr Mann in heftigem Fieber, ohne Bewußtseyn.

Katharine allein stand mitten unter diesen Schrecknissen. Ihr Schmerz war grenzenlos. Schreiend schloß sie ihre todten Kinder in die Arme, und wollte sich von den Leichnamen nicht mehr trennen. Dann trieb sie die Furcht, auch noch Rudolph und ihren Mann zu verlieren, wieder von hinnen. Ihre Eltern hatten schon vor langer Zeit das Städtchen mit einem anderen, ihnen vortheilhafteren Aufenthaltsorte vertauscht, und so war sie in ihrem Elende ganz verlassen. Aus den Mienen des Arztes las sie, daß er auch für Rudolph die Hoffnung aufgebe. Jammernd sank sie an dem Bett des Kindes nieder, preßte ihre Hände fest auf die Brust, und stammelte: „Nur diesen, diesen erhalte mir, o Gott! Laß mich nicht ganz verarmen!" Rudolph schloß eben jetzt die Augen. „Er ist todt!" schrie sie, und sprang empor, sich auf ihn hinzuwerfen. Doch der Arzt, sie mit Gewalt zurückhaitend, sagte: „Ich hoffe das Bessere. Er schläft, und dieser Schlaf bringt ihm Genesung. Beruhigen Sie sich, liebe Frau!" Indessen war Peter zu sich gekommen, und hatte nach ihr verlangt. Etwas ruhiger über den Zustand Rudolph's, gieng sie zu ihm. Er fragte nach seinen Kindern. Sie wollte ihm den Tod der beiden jüngeren verbergen, aber sie vermochte es nicht. Ihre Thränen verriethen sie. Mit schmerzlichem Blicke sah Peter gegen Himmel. „Und Rudolph?" fragte er dann. „Der Arzt läßt mich seine Genesung hoffen," erwiderte ihm Katharina, „ich habe keine Hoffnung mehr." Peter richtete sich mühsam auf, und winkte sie zu sich. „Laß dich von deinem Schmerze, so groß er ist, nicht übermannen, liebe Katharina," sagte er," ich denke, der Sturm ist vorüber. Auch mir

ist besser. Gott hat uns hart geprüft, die lieben Kinder hat er uns genommen, Thränen des Schmerzens statt der Freude fließen in unserem Hause. Aber soll es aufhören, sein Heiligthum zu bleiben, weil er das Glück daraus genommen hat? Soll unser Herz an unserem Glücke, nicht an Ihm gehangen seyn? Katharina reichte ihm schweigend die Hand. „Der Schmerz ist hart, sehr hart," stotterte sie, „aber Gott wird mir wieder helfen, ihn zu überwinden." „Gott hat für uns gelitten," fügte Peter noch hinzu; „in seinem Schmerze lernen wir seine Liebe." Die Prüfung war vorüber. Sichtlich genas Rudolph, und wenn der Blick der Mutter auch wehmüthig an den beiden Leichen hieng, so wendete er sich desto dankbarer und ergebener zu dem Genesenden. Peter war in Kurzem gleichfalls frei von Gefahr; aber seine Kraft war dahin. Die Krankheit hatte sich auf die Glieder geworfen, und er sah einer siechen Zukunft entgegen. „Du hast mich mannigfaltige Wege geführt, o Herr," betete er, „aber überall habe ich Dich gefunden, überall warst Du bei mir. Wenn es Dein Wille ist, mich auf dem Krankenbette festzuhalten, so weiß ich doch gewiß, daß Du auch da mich nicht verlässest. Du wirst meiner Seele zugeben, was Du meinem Körper nimmst. Und dann — bin ich nicht noch immer glücklich?"

Fünftes Kapitel.

Rudolph.

Katharina lernte eine neue Pflicht üben: eines kranken Mannes warten, seine Leiden und Armuth mit ihm tragen. Peter kam nur selten von dem Bette, und hatte vieles auszustehen. Da er seiner Arbeit nicht mehr nachgehen konnte, war ihr kleines Vermögen und ihre Ersparniß bald verschwunden, und sie mußten mit dem Mangel kämpfen. Peter lernte aber da die schöne Seele und das liebevolle Gemüth seiner Katharine auch erst ganz kennen. Sie wich nicht von seinem Lager, und war die treueste Gefährtin seines Unglücks. Alles, was ihm seine Lage linderte und vergessen machte, kam von ihr. Sie war ganz nur für ihn da. Ihren Rudolph, den ihr Gott wieder geschenkt hatte, mußte sie für einige Zeit entbehren. Der Arzt hielt es für unerläßlich, ihn zu seiner Erholung einige Wochen auf das Land zu schicken, und da die armen Leute hiezu weder Gelegenheit noch Mittel hatten, so machte er ihnen den menschenfreundlichen Antrag, ihn auf ein entferntes Landgut, wohin er selbst eben sich begab, mit sich zu nehmen. Sie mußten diesen Antrag mit Dank annehmen. Schwer trennte sich Rudolph von seinen Eltern, schwer trennten diese sich von ihm. Es war die erste Trennung; aber sie war nothwendig. Für Rudolph war sie von den traurigsten Folgen. So dringend er von der zärtlichen Mutter dem Arzte empfohlen wurde, so herzliche Ermahnungen die Eltern ihm selbst mit auf den Weg gaben, konnte dieß doch nicht hindern, daß

das Zusammenkommen mit einem dem Arzte gleichfalls anvertrauten verdorbenen, heuchlerischen Knaben, von einem schon ziemlich höheren Alter, die bisher so reine Einfalt seiner Seele trübte. Durch die unglücklichen Verhältnisse aus der kaum erst recht begonnenen guten Erziehung seiner Mutter herausgerissen, mit dem Bösen bisher ganz unbekannt geblieben, lernte er es hier in einer verführerischen Gestalt kennen, in welcher er es eben so willig aufnahm, als vormals das Gute. Die Heuchelei des Knaben war des unbefangenen Rudolph's Verderben. Den Arzt selbst täuschend, wußte er sich heimlich eine Gewalt über Rudolph zu erwerben, die ihn ganz in seine Hände lieferte. Ein Freundschafts-Bund wurde geschlossen, der immer dauern sollte. In den wenigen Wochen seiner Abwesenheit von Hause war Rudolph von einer viel ansteckenderen und schneller um sich fressenden Krankheit ergriffen, als der er entronnen war. Sein Herz war von strafbaren Wünschen und Gesinnungen angesteckt. Aeußerlich frisch und roth, aber innerlich verderbt, kehrte er zugleich mit dem schändlichen Knaben in die Stadt zurück. Der Jubel seiner Eltern empfieng ihn, die ehrwürdigen heimischen Mauern nahmen ihn wieder auf, aber er war nicht mehr derselbe. Diesem reinen, heiteren Glücke, dieser unschuldsvollen Eintracht, die hier herrschte, war er verloren. Schrecklich, als die Eltern zum Erstenmal es gewahrten! Ihrem Blicke konnte es nicht entgehen. Seine Seele war bei keinem Gebete mehr, das mütterliche Auge und das väterliche Wort waren nicht mehr seine Richtschnur, seine Liebe und sein Vertrauen gehörten nicht mehr ihnen allein an. Strenge wollte der Vater gegen ihn

einschreiten, sobald er es wahrnahm; aber seine Kränklichkeit hinderte ihn, dem Uebel mit Macht zu begegnen. Katharine war in keiner Hinsicht dazu fähig. Abgesehen davon, daß sie es besser verstand, die Unschuld in einem Herzen zu erhalten und zu befördern, als das Laster in demselben zu ersticken, war sie von diesem neuen Schlage wie betäubt, und die seit dem Tode ihrer anderen Kinder in ihr gewurzelte unaufhörliche Furcht vor dem Verluste ihres Einzigen bewog sie zu einer Zärtlichkeit und Nachsicht gegen Rudolph, die sie selbst als thöricht und verkehrt erkannte, der sie aber nicht zu widerstehen vermochte. Dabei konnte sie das Bett ihres Mannes nur selten verlassen, und so ward es Rudolph leicht, eine lange Zeit hindurch den Verkehr mit seinem Verführer im Stillen fortzusetzen. Unaufhaltsam riß ihn dieser fort, von Laster zu Laster, mit einer Schnelligkeit, die Niemand ahnen konnte, weil Niemand die Gefährlichkeit dieses Verhältnisses kannte. Aber fürchterlich wurden den Eltern die Augen geöffnet. Rudolph gieng zu förmlicher Widersetzlichkeit gegen sie über. Vater und Mutter sahen die Pflicht ein, nun allen Ernst zu gebrauchen; es war ihnen klar, was auf dem Spiele stand, und keine andere Rücksicht konnte mehr dagegen aufkommen. Peter, dessen Gesundheit sich eben wieder etwas gebessert hatte, schloß sich mit ihm ein, stellte ihn auf das Nachdrücklichste zur Rede, und sprach ihm so zu Herzen, daß der immer nur verführte Knabe mit den Thränen der aufrichtigsten Reue sich ihm zu Füßen warf, ihn um Vergeben und Vergessen bat, und eine gänzliche Aenderung seines Betragens für die Zukunft angelobte. Wie gerne vergab, vergaß der Vater! Die

Mutter wurde hinzugerufen, und empfieng ihren reuigen Sohn mit Segen aus den Händen des Vaters. Der schwerste Stein war ihr vom Herzen. Nach langer Zeit die erste Stunde der Seligkeit und des Friedens besuchte das Häuschen wieder, aus welchem das Glück gewichen war, und zu dem sogar das Laster einen Zugang gefunden hatte. Eine ruhige, fröhliche Zukunft schien von Neuem aufzudämmern.

Sechstes Kapitel.

Rudolph's Entweichung.

Gestärkt und getröstet erwachte Peter, als die ersten Strahlen auf sein Lager schienen, am folgenden Morgen. Seinem sorgenbefreiten Herzen hatte der Schlummer wohlgethan. Lächelnd begrüßte er Katharinen, die so eben eintrat. „Was macht unser Rudolph? schläft er noch?" fragte er sie, um sogleich seinen Namen nennen zu können. Da erschreckte ihn ein Blick auf Katharina, die ihm näher schwankte. Ein neues Unglück verkündeten ihre Mienen. „Fort, fort!" war Alles, was sie hervorbrachte. Dann sank sie kraftlos an einem Stuhle nieder, und verhüllte ihr Gesicht mit ihren Händen. Peter traute seinen Ohren nicht. Halb gekleidet stürzte er aus dem Bette, in das Zimmer seines Sohnes. Es war leer, Kleider- und Wäschkasten standen offen, das darin Befindliche lag in großer Unordnung durch einander. Alles deutete auf einen besonderen Vorfall, den Peter sich nicht zu erklären wußte. Er konnte es nicht über

sich bringen, an eine solche Verstocktheit Rudolph's zu glauben, und seine gestrige Reue für Heuchelei zu nehmen. Er hoffte auf dessen Rückkehr, die das Räthsel lösen werde. Aber statt seiner kam Katharina nachgewankt. Ihr mütterliches Auge sah schärfer. Sie machte ihn aufmerksam darauf, daß mehrere Kleidungsstücke von Werth und einige Wäsche fehlten, — selbst ein Gewand, das er erst kurz zu seinem zehnten Geburtstage von ihr als Geschenk erhalten hatte. Mehr als dieß aber bestätigte ihr Unglück ein funkelnder, blanker Kronenthaler, der auf dem Boden lag. Sie wies nur darauf hin, und getraute sich nicht, ihn anzurühren. Wie kam das Geld in Rudolph's Zimmer? Auch dem Vater drang sich diese Frage mit einer schaurigen Ahnung auf. Es wurde nach und nach hell vor seinem Blicke. „Katharina," sagte er, indem er zitternd ihre Hand ergriff, und sich zu ihr auf das leere Ruhebett seines Sohnes setzte, „Katharina, das ist traurig. Für jahrelange Saat nur diese Frucht! Von so viel Leiden diesen Ausgang! Gott will es so. Wir können nichts thun, als den Blick erheben nach dem Jenseits, und dulden, bis er uns hinübernimmt. Für unsern Rudolph laß uns beten!" Sie beteten, — mit stummen Lippen, aber desto lauteren Herzen. Während sie noch saßen, erscholl Getöse vor dem Hause, rauhe Stimmen klangen durch das Fenster, der Name ihres Sohnes ward gerufen. „O Gott!" rief Katharina, und schrack zusammen. Peter aber stand auf, und sagte: „Eine schwerere Bahn des Duldens liegt vor uns, als wir es dachten. Ich sehe es. Sey standhaft, Katharina, und laß mich dir vergelten! Treu hast du ausgehalten bei mir in jeder Stunde, jetzt laß mich deine Stütze seyn!

Zu jedem Schicksal hat der Priester uns verbunden. Laß uns aus unserem Bunde unsere Stärke schöpfen!" Gerichtsdiener drangen in die Stube, durchsuchten sie, und fragten nach dem Sohne. „Er ist fort, von uns, von seinen Eltern; weiter weiß ich nichts," erwiderte ihnen Peter. Der Amtmann, der mit noch einem anderen angesehenen Manne eben nachkam, wiederholte jene Frage. Peter betheuerte, von dem Aufenthalte seines Sohnes nichts zu wissen. Da befahl der Amtmann, ihn und Katharina in Verhaft zu nehmen. Still ließen sie es geschehen. Sie wurden gefesselt, und in das Gefängniß abgeführt. Vergebens baten alle Nachbaren (der gute Zimmermeister, bei welchem Peter sich befunden hatte, war schon gestorben), vergebens bat selbst der angesehene Mann, der mit dem Amtmanne gekommen war, gerührt von dem stummen Jammer der sonst als redlich bekannten Eheleute, um Schonung; der Amtmann blieb auf seinem Worte. Er gab sogar Befehl, sie in strenger Absonderung von einander zu verwahren. Als aber Peter in der feuchten Kerkerluft, und von seinem Kummer zu Boden gedrückt, wieder todtschwach daniederlag, und die mit ihm und Katharinen angestellten Verhöre dem Amtmann die sichere Vermuthung gaben, daß sie mit ihrem Sohne nicht einverstanden waren, gestattete er, sie wieder zu vereinigen. Auf elender Streu saßen sie nun beisammen und sprachen sich Muth und Ergebung zu. „Wenn Gott statt in unser stilles, freundliches Häuschen von dem Altare weg in diesen dunkeln Kerker uns geführt hätte, sagte Peter „so würden wir Hand in Hand, Herz an Herz diesen Gang gemacht haben. Vielleicht ist es sein Wille, uns so wieder herauszuführen aus diesem Kerker."

Für Rudolph beteten sie ohne Unterlaß. „Es ist das Einzige, was wir noch für ihn zu thun vermögen", sagte Katharina, „wir wollen es ihm nicht entziehen." Nach einiger Zeit, als aller Verdacht gegen sie verschwunden war, ließ der Amtmann sie vor sich führen, und kündigte ihnen ihre Befreiung an. Er bezeigte ihnen sein Bedauern, daß sie von Gott so sehr heimgesucht worden, und entschuldigte sich wegen seines strengen Verfahrens mit der Pflicht seines Amtes, die ihm nicht erlaube, seiner persönlichen Meinung zu folgen. Darauf drang er ihnen von seiner eigenen Baarschaft etwas auf, damit sie nicht im Anfange, wo sie noch zur Arbeit unfähig wären, Mangel leiden müßten. Seine Menschenfreundlichkeit und sein Mitleid waren Balsam für die leidenden Seelen. Ein noch schönerer Trost war ihnen vorbehalten. Als Peter, gestützt auf den Arm seines Weibes, das Gefängniß verließ, standen Viele, die ihn kannten und liebten, und die an seinem Schicksale den innigsten Theil genommen hatten, an den Thüren, freuten sich, ihn wieder zu sehen, drückten ihm auf herzliche Weise die Hand und begleiteten ihn mit guten Wünschen. Auch Baarschaft mußte er von Vielen annehmen. Bebend wagte er bei diesen guten Leuten eine Frage nach seinem Sohne. Es war nichts von ihm bekannt geworden.

Siebentes Kapitel.

Die Wanderung.

Ohne es zu wissen, standen Peter und Katharine wieder vor ihrem Häuschen. Aber sie giengen nicht hinein. Der Gedanke an Rudolph und die Schande, die sie erlitten, machte es ihnen unmöglich, ferner darin zu wohnen. Gegen einen billigen Preis überließen sie es einem ihrer Nachbarn, der es schon früher einmal gewünscht hatte, und ergriffen, nachdem sie bei eben diesem Freunde sich ein wenig erholt hatten, den Wanderstab. Bei Katharinens Eltern, die, obgleich hochbejahrt, beide noch lebten, fanden sie nach einem langen, mühevollen Wege eine stille Zuflucht. Indessen war ihnen auch diese nicht für lange Zeit beschieden. Bald hatte Katharine ihren beiden geliebten Eltern, in deren Armen ihr der schönste Trost geworden war, als eine gute Tochter die Augen zugedrückt. Ruhig waren sie hinübergeschlummert, mit der freundlichen Hoffnung, dort oben nach ihrem Tode vielleicht Rudolph's rettende Engel zu werden. Peter und Katharine verließen nun auch diese Gegend. Sie kamen zu einem Dorfe, das mitten in einem großen Walde lag, und das durch sein liebliches Aussehen und seine ruhige Abgeschiedenheit sie ansprach. In der äußersten Hütte nahmen sie Einkehr, und wurden von ein paar einfachen, biederen Landleuten bewillkommt. Sie sprachen ihren Wunsch aus, hier eine Zeitlang zu verweilen. Auf diesen bloßen Wunsch hin kam ihnen das halbe Dorf mit

der Bitte entgegen, für immer bei ihnen zu bleiben; zumal da sie hörten, daß Peter ein so nützliches Handwerk verstehe. Diesem und Katharinen gefiel es sehr wohl in dem Dorfe. Die Bewohner waren schlichte, herzliche Leute, und ein frommes, einträchtiges Leben, ganz nach ihrem Sinne, war hier zu Hause. Sie erholten sich beide in dieser Gegend in jeder Hinsicht, und wenn ihre traurigen Rückerinnerungen, namentlich ihre Sorge um Rudolph, es gestattet hätten, so wären sie wieder ganz glücklich geworden. Peter nahm sichtlich an Kräften zu, und konnte sogar seiner Arbeit wieder nachgehen, die ihm nun viele Zerstreuung gewährte. Da Holz im Ueberfluß vorhanden war, und er Niemanden beschwerlich fallen wollte, fiel es ihm ein, sich selbst ein Hüttchen aufzuzimmern; die Leute, bei denen er Einkehr genommen hatte, ließen es aber nicht zu, und baten ihn so lang und inständig, bis er von seinem Vorhaben wieder abstand. Dafür benützte er seine Geschicklichkeit, wo er konnte, dem Dorfe einen kleinen Dienst zu erweisen, oder wenigstens zu seiner Verschönerung etwas beizutragen, während die verständige und erfahrene Katharina den Hausfrauen des Ortes in gar vielen Dingen nachzuhelfen und sich dadurch ihre Freundschaft zu erwerben wußte. Sie waren von Allen geliebt und geachtet, und selbst mit gebrochenem Herzen vergaßen sie nicht, den Segen zu streuen, der der wahren Tugend überall nachfolgt.

Achtes Kapitel.

Der Steg.

So fern sie auch lag, manchmal beschlich doch noch die Hoffnung einer erfreulichen Wiederkehr Rudolph's das Herz des unglücklichen Paares, und so scheu sonst Eines um des Andern willen die laute Erinnerung an ihn vermied, so war doch in mancher Stunde Rudolph der Inhalt traulicher Gespräche. Mit einer fast an Gewißheit gränzenden Bestimmtheit sprach oft Peter, in dessen Brust das Vertrauen so feste Wurzeln hatte, von dem Augenblicke des Wiedersehens, den Gott zum Ersatze für alle seine Leiden ihm bereite, und Katharina, die ihn so gern getröstet wußte, suchte an seinem Glauben den ihrigen zu beleben. Nicht selten aber mußte gerade umgekehrt Katharina Alles aufbieten, eine düstere Schwermuth, die ihn von jeder Hoffnung entfernte, und ihn ein nahes trostloses Ende vor sich erblicken ließ, die aber mehr Folge seiner früheren körperlichen Leiden als seiner Seelenstimmung war, zu bekämpfen. Sie unterdrückte ihre eigenen Gefühle, um nur ihren Gatten desto leichter zur Hoffnung und zum Lebensmuthe zu erheben, was ihr am Besten mit Hilfe der dienstfertigen freundlichen Nachbarn gelang, deren ermunternder und erheiternder Umgang ihm beinahe zum Bedürfniß wurde. „Kommt doch einen Augenblick mit herüber, wenn Ihr so viel Zeit habt, und so gefällig seyn wollt," sprach sie in einer solchen Stunde zu Niklaus, dem redlichen Schullehrer, der ihnen zunächst wohnte, „kommt doch ein wenig mit her-

über, und helft mir meinen Mann wieder zerstreuen! Er ist so schwermüthig, und ich weiß, wie viel er auf Euch hält, und wie es ihm wohl thut, wenn er mit Euch in das Gespräch kömmt." Niklaus, der eben nichts zu versäumen hatte, gieng gern mit ihr hinüber in ihre Wohnung. Peter hatte ihn nicht erwartet, und begrüßte ihn freundlich. Bei einem Glas Bier sitzend, unterhielten sie sich über allerlei Dinge. Katharine hörte ihnen zu, und strickte. Allmählig verschwanden die Wolken von Peters Stirne, und andere Gedanken nahmen ihn in Anspruch. „Ja, an was ich Euch erinnern wollte, Peter", sagte endlich Niklaus „Ihr kamt neulich auf den klugen Einfall, uns auf die herannahende schlimme Jahreszeit einen leichteren Weg zu der Kapelle zu bereiten, zu der wir alle so gerne wallfahrten. Es ist doch wirklich recht schade, daß sie so tief im Walde steht, und der weite Umweg, den die Kluft uns nöthig macht, verhindert oft den Weg dahin." — „Wie ich das nur vergessen konnte! es ist wahr", sagte Peter, „es wäre eine Wohlthat für das ganze Dorf, einen Steg über die Kluft zu führen; die Hälfte Weges würde dadurch gewonnen, und die übrige Hälfte ist so wenig beschwerlich, daß wir gar keinen Grund mehr hätten, über die Lage der Kapelle uns zu beklagen. Ihr werdet sehen, daß ich Recht habe, Nachbar!" Und mit diesen Worten griff er, in seinem Eifer nur des Stegs gedenkend, nach seiner Axt, setzte die warme wollene Mütze auf den Kopf, und trat mit Niklaus, der schon zum Heimgehen aufgestanden war, unter die von demselben geöffnete Thüre. Niklaus schaute ihn verwundert an. „Ihr wollt doch nicht noch heute das Werk beginnen, Peter?" fragte er. „Die Tage sind jetzt kurz, und heute seyd

Ihr doch schon müde. Ihr würdet vom Dunkel überfallen werden." Doch Peter, der einmal mit allen seinen Gedanken bei dem Stege war, und diesen gerne fertig haben wollte, weil er ohnehin schon zu lange damit gesäumt zu haben glaubte, ließ sich das nicht kümmern, und selbst das Zureden seines besorgten Weibes, das ihn lieber am nächsten Morgen bei dieser Arbeit gewußt hätte, brachte ihn von seinem Entschluß nicht zurück. „Ich weiß die Axt schon noch zu führen, liebe Katharine," sagte er, „bis das Dunkel eintritt, ist der Steg vollendet, und morgen" setzte er mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit hinzu, „genießen wir die Freude, unsere guten Nachbaren, die der Weg daran vorbei führt, damit überrascht zu haben."

Neuntes Kapitel.

Die Abendstunde.

Katharine, da sie sah, daß ihr Gatte sich die vorgesetzte Arbeit nicht gern wehren ließ, gab nach. Dieser verließ, zur Arbeit wohl gerüstet, mit Niklaus seine Hütte, und während Letzterer vor dem Schulhaus Abschied nahm, schritt Jener rasch und von seinem Vorhaben ermuntert, waldeinwärts nach der Kluft, die den bequemen Weg zu der Kapelle sperrte. Sobald er bei derselben angekommen war, gieng er an's Werk. Er hatte bald ein taugliches Material gefunden, und sein treffliches Geräth erleichterte ihm die Arbeit. Die Hauptsache war schnell gethan, und ein starker, breiter, bequem zu-

gehauener Block bereits an dem Einen Rande der Kluft vollkommen festgemacht. Selbst eine Art Geländer zur Sicherheit des Wanderers war außen an dem Block schon aufgeführt, und es war nun auch noch das andere Ende zu befestigen. Mit sicherem, unerschrockenem Schritte gieng Peter, des gelungenen Steges sich erfreuend, über den Stamm hinüber, kürzte diesen an dem andern Ende, und begann mit neuem Eifer, auch dieses in der Erde fest zu machen. Er mußte eilen; denn doch fiel schon der Schatten, die nahe Nacht verkündend, rings um ihn her, und kälter wehte die Luft ihn an. Er hatte nicht viel mehr zu thun, und dachte, eben noch zu rechter Zeit zu enden, als, — früher, denn er es erwartete — vom Dorf herüber das Glöcklein zum Gebet erklang. Andächtig, wie er es von Jugend auf gewesen, nahm Peter seine Mütze von dem Haupte, faltete die Hände still und betete. Es wurde ihm immer feierlicher zu Muthe, und der weite, einsame Wald mit seinen riesigen Bäumen, die in der Abend-Dämmerung nur mehr in ihren Umrissen zu erkennen waren, erschien ihm wie ein Tempel, den keine Menschenhand errichtet, den sich des Herren Wille selbst erbaut. Der Gedanke an den Augenblick, wo selbst dieser, wie jeder andere herrliche Tempel seinem Aug verschwinden, wo die Herrlichkeit und Größe Gottes selbst seine ganze Seele erfüllen sollte, — an den Augenblick, wo das Irdische wie ein Schleier vor ihm fallen, und das Ueberirdische sich ihm enthüllen werde, stimmte ihn zu den erhabensten, ernstesten Betrachtungen, und der Gedanke an Rudolph knüpfte sich wie immer an jenen. Er dachte ruhig, aber wehmüthig, an ihn. Die Töne der Dorfglocke waren längst verklungen,

als Peter noch in sich verloren, mit gefalteten Händen und entblößtem Haupte, auf der alten Stelle stand. Von der tiefsten Rührung ergriffen, sank er endlich auf die Kniee, sah mit glänzenden Augen gegen Himmel auf, und stammelte: „Dort, dort machst du Alles wieder gut, o Gott! — jede schwere Last des Lebens, jede Bürde, die auf das arme Herz drückt! Aber — verzeih' einem trauernden, gebeugten Vater! — wenn mein Rudolph nicht mehr ist, wenn er vielleicht schon, gebessert und gebüßt, vorausgegangen ist in jenes hohe Leben, — wenn er jetzt auf seinen sehnenden Vater herabsieht, — nimm mich weg von dieser Erde, wo ich so lange schon gelitten habe, nimm mich erbarmend auf zu ihm! — Oder wenn es nicht so ist, wenn auch mein Rudolph noch lebt, wenn er noch vergebens sich emporsehnt nach dem Himmel, oder wenn er gar — o Gott, ich darf's nicht denken! — wenn er noch nicht gebessert wäre, versunken vielleicht in einen Abgrund, wo ihn Niemand rettet, Niemand warnt — — o! alle Last des Lebens, jedes Leiden wälze auf mich armen Mann, verlängere mein Leben, meine Buße, — nur rette meinen Rudolph, sey ihm ein freundlicher Erbarmer!" Eine unerklärliche Angst befiel ihn während dieser Worte. „Wenn es der Augenblick wäre, wenn jetzt vielleicht sein Schicksal für ewig sich entscheiden sollte," dachte er unwillkührlich, „wenn du jetzt über ihn richtest, o Gott!" — — Er fuhr nicht fort zu beten, sondern faßte sich gewaltsam, richtete sich vom Boden auf, bedeckte sein Haupt, griff nach der Axt, und sagte zu sich selbst: „Nein, ich will siegen über die Schwäche meines Geistes; fern bin ich von Rudolph, und kann nichts für ihn thun, selbst meine Angst um ihn

ist ja vergeblich; ich kann nur auf Gott vertrauen, und das will ich. Er wird dieß Vertrauen nicht zu Schanden werden lassen." Den Steg konnte er nicht fertig machen, so wenig daran fehlte; denn es war indessen fast ganz Nacht geworden, und nur der Mond warf einen ungewissen Schein auf die Gegend. Zwar versuchte er es dennoch, allein er überzeugte sich bald von der Unmöglichkeit, den Steg zu vollenden; auch hörte er in der Kluft ein seltsames Geräusch und Gemurmel, das ihn, obwohl man in dieser Gegend nie etwas von Unsicherheit gehört hatte, wegen des auffallenden widrigen Klanges bei dieser unheimlichen Zeit zum Schaudern brachte. Er nahm sich daher vor, das Wenige, was an dem Stege noch fehlte, am andern Morgen in aller Frühe nachzuholen, warf noch einen Blick auf die vom Monde magisch beleuchteten Bäume, und bereitete sich zum Rückweg. In der Kluft wurde es indessen immer reger und seltsamer, ein gellendes Pfeifen, gleich dem eines Sturmwindes, durchdrang die ruhige Luft, und ungewöhnliche Stimmen ließen sich vernehmen. Peter war dadurch aufmerksamer geworden, und nicht wenig befremdet. Er stand noch eine Weile still, und horchte. Da aber wieder Alles ruhig blieb, und nur das Flüstern der Zweige die ringsum herrschende Stille unterbrach, so glaubte er, sich getäuscht zu haben, und beeilte sich nun nur um so mehr, die heimische Hütte zu erreichen.

Zehntes Kapitel.

Der späte Gang zum Walde.

Mit großer Angst hatte Katharina auf Peter gewartet, und war froh, ihn wieder zu sehen. Er setzte sich zu ihr an den Tisch, auf welchem ein kärgliches Lämpchen brannte, und theilte ihr die Gedanken und Empfindungen mit, die ihn bei der Arbeit ergriffen hatten, und die die Ursache seines Verspätens waren. Auch von dem seltsamen Treiben, das er in der Kluft zu vernehmen gemeint hatte, erzählte er ihr. Katharine hielt es mit ihm für ein Spiel seiner gereizten Einbildungs-Kraft, und da Peter ziemlich heiter und ruhig bei ihr saß, und der Gang nach der Kluft ihn eher getröstet, als schwermüthiger gemacht zu haben schien, so war auch sie vollkommen beruhigt. Während sie so beisammen saßen, und es bei ihren traulichen Gesprächen schon ziemlich spät geworden war, klopfte es plötzlich an die Thüre ihrer Hütte. Sie wußten nicht, wer so spät etwas bei ihnen zu suchen haben sollte. Dennoch giengen sie und öffneten die Thüre. Es war Niklaus, der mit Paul, dem Hirtenknaben des Dorfes, hereintrat. Der Knabe, von einem Gange in den Wald sehr spät zurückgekehrt, hatte aus der Kluft, an welcher sein Weg ihn vorbeiführte, ein seltsames Stöhnen und Aechzen vernommen, und, einen Verunglückten muthmaßend, bei seiner Ankunft in dem Dorfe dem Schullehrer es sogleich angezeigt. Als Niklaus von der Kluft hörte, erschrack er sehr; denn er dachte sogleich an Peter, der des Steges wegen mit der Axt

dahin gegangen. Er beruhigte sich zwar darüber durch den Gedanken, daß die sorgsame Katharine bei einem so langen Ausbleiben ihres Mannes sicher um seinen Rath und seine Hilfe zu ihm gekommen wäre; wollte aber dennoch mit eignen Sinnen sich überzeugen, und hielt es zugleich für möglich, daß Peter über den Bericht des Knaben von der Kluft Auskunft zu geben wisse. Jedenfalls schien es ihm gut, mit Peter über die Sache sich zu berathen. Darum kam er. Peter war betroffen über die Rede des Schullehrers, erzählte ihm, was er wußte, und sprach dann die Meinung aus, es könnten wohl gar Räuber in die Gegend gekommen seyn, und sich die Kluft zu ihrem Sammelplatze ausersehen haben. Niklaus schlug vor, in Begleitung mehrerer junger, rüstiger Nachbarn und wohlbewehrt nach der Kluft sich zu begeben. Peter war augenblicks bereit dazu, und bei dem nun vollen Schimmer des Mondes ward die Wanderung angetreten. Anfangs, da sie zu der Kluft kamen, vernahmen sie nichts. Es war Alles still und ruhig. Aber in der Gegend des Steges, den Peter gezimmert hatte, unterschieden sie deutlich ein Stöhnen und Wimmern, und aus der Tiefe schlugen schauerliche Flüche, mit gebrochener Stimme hervorgestoßen, an ihr Ohr. Entsetzen und Abscheu hinderten sie einige Augenblicke, die Sache näher zu untersuchen. Als sie sich wieder gefaßt hatten, und den sonderbaren Tönen folgten, sahen sie, daß der Steg gebrochen und in die Kluft hinabgesunken war. Nur ein Stück des Geländers befand sich oben auf dem Rande. Ueber dem Abgrund hieng, mit den Händen krampfhaft an ein hervorragendes Felsstück angeklammert, und in Gefahr des gräßlichsten Sturzes,

ein Mensch, der die letzte Kraft aufbot, sich über der Tiefe zu erhalten. Die schnellste Hilfe war nöthig. Mit edler Entschlossenheit und Selbstaufopferung wagte einer der jungen Männer den lebensgefährlichen Sprung über den gähnenden Abgrund, hielt mit dem linken Arme einen am Rande der Kluft stehenden Baumstamm umschlungen, mit dem rechten ergriff er, — so weit er konnte, sich niederbeugend, — den Unglücklichen um den Leib, preßte ihn fest an sich, und schwang ihn in eben dem Augenblicke glücklich aus seiner verzweiflungsvollen Lage auf den sicheren Boden, als die Hände desselben den umklammerten Fels nicht länger zu halten vermochten. Bewußtlos lag der Gerettete in seinen Armen, während die Uebrigen, von der anderen Seite her, mit dem lautesten Jubel die gelungene That begrüßten. Aber da begann wieder der schauderhafte Ruf aus der Tiefe. Der helle Strahl des Mondes ließ einen zweiten Verunglückten erkennen, dem die Hilfe noch schwerer zu bringen war. Er war, wie es schien, hinabgestürzt, und lag im Röcheln des Todes. Alle gaben ihn verloren, nur Peter nicht, der die Rettung wenigstens versuchen, oder dem Sterbenden den letzten Beistand bringen wollte. An einem starken Seile ließ er, mit Hilfe der Gefährten, sich hinab, so wenig auch zu hoffen war, und so viel er dadurch für sich selbst wagte. Als er aber unten in dem Abgrund ankam, und dem dort Liegenden sich näherte, verhauchte dieser so eben mit dem letzten Fluche seine Seele. Eine weite, klaffende Wunde am Kopfe, die den Leichnam fürchterlich entstellte, zeigte sich als die Ursache seines Todes. Eiseskälte durchfloß im Augenblicke alle Gebeine. Peter sah, daß hier nichts mehr zu thun sey, und gab das

Zeichen, ihn hinaufzuziehen. Glücklich erreichte er die Höhe wieder. Seine Erzählung machte auf Alle einen tiefen Eindruck, und Niklaus sagte: „Laßt uns diesen Ort verlassen, und zurückkehren in das Dorf! Mir graut vor dieser Kluft. Es ist mir, als werde hier Gericht gehalten über eine Seele.“ Sie giengen, schweigend und in sich gekehrt, dem Dorfe zu, wohin man auch den Geretteten bereits gebracht hatte. Er war bald wieder zu sich gekommen, und von seinem Retter bis zu einem nahen Einödhofe geleitet worden, wo ein bequemes und sicheres Wägelchen das beste Mittel zu seiner Fortbringung bot. Katharina, auf die Rückkunft ihres Mannes und seiner Begleiter harrend, hörte das Geräusch des Wagens, und kam sogleich aus ihrer Hütte. Als sie das Vorgefallene vernahm, bat sie, den Fremden ihrer Pflege zu überlassen, was ihr auch gerne gewährt wurde. Bald darauf kam Peter mit seinen Gefährten. In ernstes Nachdenken versunken näherte er sich seiner Wohnung. Der Anblick des Zerschmetterten und der gräßliche Tod desselben, so wie die Worte des Schullehrers, vor Allem aber der Zusammenhang, in welchem der erst gestern von ihm gezimmerte Steg mit dem ganzen Vorgange zu stehen schien, hatten ihn im Innersten ergriffen. Er bemerkte es nicht einmal, daß sein Weib vor ihm stand.

Eilftes Kapitel.

Der Gerettete.

Katharine unterrichtete ihn von der Gegenwart ihres Gastes, der in der Stube schlummerte, und führte ihn in eine nebenanstoßende Kammer. Kaum befand sie sich aber da allein mit ihrem Manne, als sie ihn heftig in ihre Arme schloß, ihre Thränen benetzten seine Hand, begeistert blickte sie gegen Himmel, und konnte kein Wort hervorbringen. Endlich rief sie: „Rudolph lebt! Unser Rudolph ist noch am Leben!" In einem Augenblicke zu ihm gesprochen, wo er sie am wenigsten vermuthete, und wo seine Seele noch ganz mit den so eben erlebten Ereignissen sich beschäftigte, waren diese Worte für Peter höchst erschütternd. Er wollte Fragen an sein Weib thun; da regte sich der Gast, der inzwischen erwacht war. Katharina eilte in die Stube, und Peter folgte ihr, von einer plötzlichen freudigen Ahnung ergriffen. Der Fremde, ein bleicher, aber wohlgebildeter und ansehnlicher Jüngling, erhob sich bei ihrem Eintritte von dem Bette, auf welchem er geruht hatte, und gieng ihnen entgegen. „Lieben Leute," sagte er zu ihnen gefaßt und ruhig, „ich sehe die Pflicht ein, Euch, die mich Unbekannten so freundlich und bereitwillig in Haus und Pflege aufgenommen haben, mit meinen Verhältnissen bekannt zu machen, wenn Ihr auch dadurch genöthiget seyn werdet, mich aus Eurem Hause zu verstoßen. Selbst wenn es sich um mein Leben handelt, mag ich es durch eine Pflicht-Versäumniß nicht erkaufen. Ich bin ein

Verbrecher" — — „Nein, nein", fuhr er fort, als er Peter's und Katharinen's Bewegung bemerkte, „ich würde Euch damit die Unwahrheit sagen; ich habe der Tugend die reinste, unvergängliche Treue geschworen, und nichts soll mich dahin vermögen, meinen Schwur je zu vergessen, — aber ich war ein Verbrecher, ich werde als Verbrecher verfolgt. Denn nur vor dem inneren, nicht vor dem äußeren Richter ist meine Schuld getilgt. Ich war ein schwerer Verbrecher, und muß zur Strafe gezogen werden; Ihr würdet eine Schuld auf Euch laden, wenn Ihr mich länger" — „Rudolph, Rudolph! Mein lieber, guter Rudolph!" rief Katharine vor Freuden außer sich, und sank ihm mit lauten Thränen um den Hals. „Ich habe meinen Rudolph wieder, meinen Rudolph!" jubelte sie, und ließ ihn nicht aus ihren Armen. Peter wußte nicht, wie ihm geschah. Zweifelhaft betrachtete er sein Weib und den Fremden. Dieser stand wie versteinert. Aber die Mutter erzählte jetzt, wie Rudolph, während sie an seinem Bette saß, und den Schlummer des kranken Gastes bewachte, in seinen Träumen zurück in die elterliche Wohnung sich versetzt geglaubt, wie er dann zu ihrem größten Erstaunen plötzlich nach ihnen gerufen, und überhaupt Dinge vorgebracht habe, die ihr kaum einen Zweifel ließen, es sey ihr Rudolph, den sie vor sich sehe. Allmählig seyen nun Erinnerungen an so Manches in den Zügen Rudolphs in ihr aufgewacht, was — „Er ist es, ja er ist es!" rief Peter mit Einemmale, ihre hastige Erzählung unterbrechend, „was ist so gering, daß das Auge des Vaters, der Mutter es vergäße? Als er so krank war, vom Arzte aufgegeben, und ich ihn nun so bald zu verlieren glaubte, da war-

fen Angst und Schmerz der Vaterliebe mich auf ihn hin, trostlos umschlang ich ihn mit meinen Armen, und in einem langen, heißen Kuße preßte ich meine Lippen auf seine Stirne. Ich küßte ihm den kalten Schweiß von der Stirne. Und da, wo ich ihn geküßt hatte, verlor sich die Farbe der Krankheit; ein lichter, weißer Punkt blieb von dieser Zeit an auf seiner Stirne, — kaum sichtbar; aber als Gott den Knaben mir wieder schenkte, und mich auf das Krankenlager warf, da dacht' ich: in jenem Augenblick hat er dein Flehen erhört. — Auch seine Stimme" — „Meine Eltern, guten Eltern!" stammelte Rudolph, wie aus einem Traum erwachend, zu ihren Füßen, „Vater, Mutter! Verzeihung Eurem unglücklichen Sohne!" Liebreich hoben sie ihn auf, an ihre Brust, und Peter sagte: „Gott hat dir verziehen und dich uns wiedergegeben." „Gott hat mir verziehen," wiederholte Rudolph ernst und feierlich, „ich würde sonst diese Freude, die ich nicht verdiene, nicht erlebt haben. O daß ich Euch verlassen mußte!" „Du bist wiedergekehrt," tröstete ihn Katharina, „zur Tugend und zu deinen Eltern. Was wir nicht thun konnten, hat Gott selbst an dir gethan. Er war dein Führer." „Er war es," sprach Rudolph, „wie ein Kind die leitende Hand seines Vaters habe ich seine Hand empfunden. O höret, wie er mich geführt hat!" Und nun erzählte er ihnen Alles, was seit dem Tage seiner Entfernung aus dem elterlichen Hause mit ihm sich zugetragen hatte. Die von ihm am letzten Abende seines Beisammenseyns mit den Eltern bewiesene Reue war nicht verstellt gewesen. Aufrichtig hatte er den Entschluß gefaßt, sich zu bessern und das Vergangene wieder gut zu machen. Aber er schämte sich damals, seinen Eltern

Alles zu gestehen, was schon geschehen war, und glaubte, im Stillen sich davon freimachen zu können. Die üble Gesellschaft, in welche er gerathen war, und von der eine sorgsame Erziehung der Eltern und Aufsicht zu Hause ihn frühzeitig genug wieder entfernt haben würden, wenn nicht jene traurigen Verhältnisse es verhindert hätten, hatte durch lockere Gespräche und verführendes Beispiel die fromme kindliche Scheu vor dem geringsten Bösen aus seinem Herzen gerissen, und dann leicht eine vollkommene Herrschaft über ihn gewonnen. Die jungen Bösewichter, besonders der Knabe, welcher mit Rudolph auf dem Lande gewesen war, und zu den Verwandten jener reichen Dame gehörte, von welcher Rudolph's Vater einst erzogen worden, beschlossen eine Menge Frevelthaten, und brachten sie in Ausführung, zuletzt auch einen bedeutenden Diebstahl bei einem sehr vornehmen Manne in Minden. Rudolph wurde dazugezogen, und mußte auflauern, dafür bekam er seinen Antheil an der Beute. Sie unterrichteten ihn, wie er dieselbe wohl zu verbergen habe, und lernten ihn die Folgen der Entdeckung kennen. In ihrem vollen, wahren Lichte deckte sie ihm aber erst jener Abend auf, und er schauderte zum Erstenmale vor der Bahn, die er betreten hatte. Es war ihm fürchterlich, sich in dieser Gemeinschaft zu wissen. Deßwegen nahm er am andern Tage in aller Frühe das in seinem Kasten verborgene Geld, und, da es nicht mehr vollzählig war, auch einige entbehrliche Kleidungsstücke und Wäsche, verließ mit diesen Sachen heimlich das Haus, und wollte sich bei dem bestohlenen Manne durch die freiwillige Zurückgabe des Entwendeten Verzeihung erwirken. Er war in dieser Absicht noch keine sechs Schritte weit gegangen,

als er auf seinen Verführer traf, der, an ihm vorüberfliehend, ihm zuraunte, der Diebstahl sey entdeckt, er solle sich retten. Zu gleicher Zeit vernahm er den Lärm der Gerichtsdiener, die die Wohnung seines Verführers umstellten. Starr und regungslos vor Schrecken stand er da, und konnte sich nicht von der Stelle bewegen. Endlich brachte ihn der zunehmende Lärm zu sich. Von der höchsten Angst gejagt, floh er auf demselben Wege, den sein Verführer eingeschlagen hatte. Er wagte es nicht, stille zu stehen, bis er im tiefsten Dickicht einer Waldung sich befand. In diesem verbarg er sich. Zur Dämmerungszeit verließ er es wieder, und setzte seine Flucht fort, um in entfernte bewohnte Gegenden zu kommen. Denn es quälte ihn der Hunger. Erst jetzt hatte er so viel Fassung, über seine Lage nachzudenken. Sie war schrecklich. In einem so zarten Alter schon für immer getrennt von seinen Eltern, als Verbrecher verfolgt, dem Hungertode preis gegeben! Er fand, alles Suchens ungeachtet, nicht einmal einen Ausgang aus dem Walde. Verzweifelnd warf er sich auf den Boden, und weinte bitterlich. Da traf ihn sein Verführer wieder, der in derselben Gegend herumirrte. Dieser richtete ihn auf, redete ihm Muth zu, und versprach, ihm beizustehen. Er floh mit Rudolph auf einer anderen Seite aus dem Walde, trieb sich in entlegenen und wenig besuchten Ortschaften herum, und lebte theils vom Mitleide der Bewohner, theils von dem Gelde, das Rudolph von Haus mit sich nahm und aus Furcht, sich, wenn er es wegwerfe, dadurch zu verrathen, nebst den Kleidern immer mit sich trug. Letztere machten sie gleichfalls zu Geld, mußten aber immer die äußerste Vor-

sicht anwenden, um nicht entdeckt zu werden. Rudolph war höchst unglücklich bei dieser Lebensart, die seinem Gewissen und seinen Wünschen so wenig zusagte. Jetzt erschien ihm das elterliche Haus und der Frieden und die Tugend desselben so schön, die Liebe und Leitung seiner Eltern so unentbehrlich. Eine unwiderstehliche Sehnsucht bemächtigte sich seiner. Sein Auge wurde nicht mehr trocken. Sein Begleiter, der ein lustiges Leben suchte, trennte sich deßhalb von ihm, und verfolgte seinen eigenen Weg. Dieß war eine Erleichterung für Rudolph. Er konnte sich nun doch ungestört sich selbst überlassen, und mit seinem Gefährten verschwand ihm eine Erinnerung an die unglückselige Zeit seiner Frevel. Jetzt, schlugen alle die schönen Gefühle und Gedanken, deren Keim Katharine seiner jungen Seele bereits eingepflanzt hatte, Wurzel und gediehen. Der Gedanke an Gott, die Vorstellung von dem höchsten Wesen, giengen wie ein hellstrahlendes Licht in seinem Innern auf. „Ich bin ja nicht so allein, als ich glaubte," sagte er zu sich selbst. „Ich bin nicht ganz weg vom Vaterhause. Die Mutter sagte mir es ja, es gibt einen Vater im Himmel, der ein Vater für alle Menschen ist, und der überall zu Hause ist. Die ganze Welt ist sein Haus. O, wie gut ist es, daß jeder Mensch einen solchen Vater hat! Wie leicht kann man von seinem sichtbaren Vater getrennt, von dem Hause desselben entfernt seyn, und wie ganz verlassen, wie einsam wäre man dann, wenn der Mensch nicht noch einen andern Vater hätte! So einsam und verlassen, wie ich bisher war, da ich des unsichtbaren Vaters mich nicht mehr erinnerte. Nein, ich bin ja nicht allein, ein guter, guter Vater ist ja bei mir. Ich will

ihn nicht wieder aus den Augen lassen, will ihn um seinen Schutz und seine Leitung bitten. Aber — bin ich denn auch noch würdig, ihn Vater zu nennen? Ist er denn auch für einen Verbrecher noch ein Vater? Darf ich ihn um seinen Schutz und seine Leitung bitten? Habe ich nicht auch Ihn beleidigt? Ja, ich bin ein schlechter, undankbarer Sohn gegen ihn gewesen; allein meine Eltern haben mir verziehen, und die Mutter sagte ja, daß Gott, der Vater im Himmel, noch viel liebreicher sey als alle Menschen, und so gerne, so oft verzeihe. Er weiß, daß meine Reue aufrichtig war, und es noch ist, wenn auch gleich meine Eltern jetzt daran zweifeln mögen. Er hat mir gewiß verziehen. Ich darf ihn Vater heißen. Er wird sein Kind nicht verlassen, das nur Ihn hat, nach Ihm allein die Arme ausstrecken kann!" Voll Andacht und Ehrerbietung warf er sich auf die Kniee nieder, und betete. Es war ein Gebet, das aus dem Innersten des Herzens drang. Als er sich wieder erhob, stand ein Bauer vor ihm. „Du hast recht andächtig gebetet, Knabe," sagte er zu Rudolph, „wir haben dir von Ferne zugesehen, und unsere Freude an dir gehabt. Du mußt guten Eltern angehören." „Ich habe jetzt keinen Vater," erwiderte Rudolph, „als den Vater im Himmel. Ihm gehöre ich jetzt allein an." Der Bauer sah ihn mit großen Augen an. „Du bist eine Waise, wenn ich dich recht verstehe," nahm er nun das Wort, „aber nicht alle Waisen lieben ihren himmlischen Vater so, wie du ihn liebst. Ich sehe jetzt ein, warum du so andächtig beten konntest. Du bist ein guter Knabe. Wo bist du denn zu Hause?" „Ach, ich habe auch keine Heimath," antwortete Rudolph, „Got-

tes Haus ist zwar überall, aber ich bin böse gewesen und darum mußte ich herumirren, wie ein Sohn, der seinen Vater fürchtet. Jetzt hat er mir verziehen, und wird mir in seinem großen Hause gewiß bald auch meine Stelle anweisen. Denn die Mutter, als ich noch bei ihr war, sagte, es herrsche Ordnung in dem großen Hause des Vaters, und da habe jedes Kind seine Stelle. Ach, daß ich erst jetzt die Worte der Mutter einsehen lerne!" Der Bauer besann sich einige Augenblicke; dann sagte er zu Rudolph: „Du kannst als Hirtenjunge bei mir bleiben, wenn du willst." „O wie wahr ist es doch," rief dieser, „daß Gott für alle seine Kinder besorgt ist!" Dankend und freudig folgte er dem Bauern, der ihm mit Herzlichkeit seine Hand bot. Während sie auf einem blühenden Feldweg dahingiengen, sah Rudolph, zum Erstenmale seit langer Zeit wieder heiter und getröstet, um sich, und betrachtete die Umgebung. Ueberall Leben, überall Arbeit! Ein hoher Friede schwebte über der Natur, und Alles, was er um sich her sah, schloß sich so schön, so voll zu einem Ganzen. Seine Brust erweiterte sich den erhebendsten Gefühlen, und er dachte mit Lust daran, daß er, wenn auch auf eine noch so niedrige und unbedeutende Weise, dieser schönen Ordnung, diesem großen Ganzen wieder vereinigt sey. Bei der Familie des Bauern fand er eine freundliche Aufnahme. Er blieb bei ihm als Hüter, besorgte ihm nebenbei auch manche andere Arbeiten, und lebte ruhig und glücklich, so weit die Erinnerung an die vergangenen Zeiten und die Entfernung von seinen Eltern es zuließ. Mehrere Jahre verschwanden ihm auf diese Weise, in nützlicher Beschäftigung, im Kreise einer guten und glücklichen Familie.

Sein Herz schloß sich wieder ganz der Tugend auf. Nicht selten, wenn er draußen im Freien saß, und im Grase um ihn her die Heerden ruhten, war seine Seele in den Gedanken an Gott und in fromme Betrachtungen versunken. Er lernte ihn recht als Vater kennen. Die Innigkeit, womit er sich im Geiste jeden Tag mehr an ihn anschloß, auf ihn vertraute, war ihm eine überreiche Quelle der Erquickung. Aber sein Schicksal änderte sich von Neuem. Eine geringfügige Begebenheit gab dazu Veranlassung. In dem Hause des Bauern, seines Dienstherrn, fiel eine Entwendung vor. Man wußte Niemand, auf den man deßhalb einen Verdacht haben sollte. Das Gericht, das von der Sache hörte, eröffnete eine Untersuchung, und es kamen auch Gerichtspersonen in das Haus, um vielleicht eine Spur zu finden. Alle Hausbewohner wurden in's Verhör genommen, und streng befragt, ohne daß man im Mindesten zu einer Vermuthung gelangen konnte. Nur der junge Rudolph, welchen Alles, was vorgieng, mit den schmerzlichsten Erinnerungen bestürmte, verlor während des Verhöres, das mit ihm abgehalten wurde, alle Fassung, so daß nothwendig ein starker Verdacht auf ihn fiel. So sehr der Bauer und die ganze Familie desselben, die großes Mitleid mit Rudolph hatte, für ihn baten, wurde doch Befehl ertheilt, ihn im Gefängniß zu verwahren. Als eben der Befehl vollzogen werden sollte, entdeckte man den wahren Thäter, einen ruchlosen Menschen, der sich schon Vieles hatte zu Schulden kommen lassen. Rudolph entgieng dadurch der ihm drohenden Gefahr und Schande; der Bauer aber, welcher sich das Benehmen des jungen Menschen während des Verhöres nun noch weniger zu erklären wußte, nahm

ihn allein zu sich in die Stube, und fragte ihn um die Ursache desselben. Rudolph, dem guten Manne vertrauend, verschwieg sie nicht, indem er ihm die Geschichte seines ganzen bisherigen Lebens in einer getreuen Schilderung mittheilte, und ihn dann auf den Knieen um Schonung und Erbarmen anflehte. „Die lange Zeit, welche du bisher in meinem Hause zugebracht hast," sagte der Bauer, der still, aber ernst seiner Erzählung zugehört hatte, „lassen mich an deiner Besserung nicht zweifeln. Du hast dich auch immer gut und gefällig gegen mich und meine Familie betragen. Fürchte nicht, daß ich dem Gerichte dich überliefern werde. Aufrichtig wünsche ich, daß es dir wieder gut gehen möge, und du so ruhig und glücklich werdest, als du es verdienest. In meinem Hause aber, in meinem Dienste, — es thut mir selbst leid, lieber Rudolph! — bei mir kann ich nach Dem, was ich so eben gehört habe, dich nicht behalten. Ich würde mich dadurch einer Verletzung der Gesetze schuldig machen, die ich nicht verantworten könnte. Nimm Das mit auf den Weg," — er reichte ihm Geld — „und Gott lasse es dir wohl ergehen!" Er drückte ihm noch einmal die Hand, und gieng dann aus der Stube. Für Rudolph war seine Rede ein Donnerschlag. Es fiel ihm schwer auf's Herz, daß er wieder hinausgestoßen war in die weite Welt um eines so frühen, längst bereuten Verbrechens willen. Sein Muth verließ ihn, da er wieder allein und irrend, wie an einer langen Kette, sich umherschleppte. Alles, was er zuvor gedacht, gefühlt hatte, verwandelte sich in ihm mit diesem Augenblicke. Er glaubte, von Gott verworfen zu seyn, und getraute sich nicht, zum Himmel aufzusehen. Er verzweifelte daran,

jemals wieder Ruhe und Frieden zu gewinnen. Er war noch nicht stark genug, an der Tugend auch im Unglück festzuhalten. „O wie wird Alles mit Einemmale so öd' und schaurig in der sonst so freundlichen Natur," rief er mehrmals aus, „wenn nicht mehr die Hand des gütigen himmlischen Vaters es ist, die uns Alles darreicht! Wie öd' und schaurig, wenn das Eine Ziel, nach dem wir wandeln, uns entrückt ist!" Er versank in die drückendste Schwermuth. Als diese beinahe ihren Gipfel erreicht hatte, traf er in einer unwegsamen Gegend abermals mit seinem Verführer zusammen. Derselbe war raschen Schrittes auf der Bahn des Lasters fortgewandelt. Sein bloßer Anblick zeigte, was aus ihm geworden war. Sein Angesicht war so verwildert, daß Rudolph ihn kaum erkannte, und Mordgeräthe blinkte aus seinem Gürtel. Rudolph schauderte. Er wagte es nicht, ihm nahe zu treten. Aber sein gefährlicher Freund war inzwischen auch in der Kunst der Verführung ein Meister geworden. Tugend war ihm ein Gräuel, und er machte sich eine Freude daraus, sie überall, wo er konnte, auszurotten. Zunächst vergiftete er Rudolph's Herz mit schmeichlerischen und blendenden Schilderungen des lustigen Lebens, das er mit seinen Kameraden führte, und drang in ihn, sich selbst davon zu überzeugen. Er verlockte ihn zu starken, berauschenden Getränken, und da Rudolph allen seinen Versuchungen widerstand, ja vielmehr den Vorsatz blicken ließ, das Aeußerste zu wagen, indem er zu seinen Eltern zurückkehren, ihre Verzeihung erflehen, und dann geduldig seine Strafe leiden wollte, täuschte er ihn mit der Nachricht, seine Eltern seyen um seinetwillen gefänglich eingezogen, und von Gram und Elend

in's Grab geworfen worden. Dieß entschied über Rudolph. Er kam ganz außer sich, und ließ sich in seiner Verzweiflung von dem Bösewichte führen, wohin er wollte. Dieser theilte ihm nun mit, wie er erst vor Kurzem mit seiner Bande sich hiehergezogen, und eine Kluft im Walde, zu der er einen unterirdischen Zugang wisse, zu ihrem Aufenthalt sich ausersehen habe. Er beschrieb ihm die Lage der Kluft, die ganz einsam und versteckt sey, so wie den geheimen Zugang zu derselben. Dahin sollte er mit einbrechender Nacht kommen, und in die Gesellschaft aufgenommen werden. Rudolph versprach es. Ihm stand nur immer das Bild seiner sterbenden, von ihm gemordeten Eltern vor Augen, und peinigte ihn mit tausend Qualen. Er sprach sich selbst das Verdammungs-Urtheil. Scheu und als wollte er seinem eigenen Schrecknisse entfliehen, jagte er im Walde umher, bis er, ohne es zu wollen, spät vor der Kluft stand. Ein tiefer Abgrund gähnte an ihm auf, und er hörte die gellenden Stimmen der Räuber, die sich in der Kluft versammelten. Sein Wahnsinn rief ihn hinab, um da die Stimme seines Innern zu übertäuben. Gerade ihm gegenüber stand das Kreuz, das, wie ihm gesagt worden war, den Eingang zu der Kluft bezeichnete, und, vom Monde hell beschienen, breitete zwischen ihm und dem Kreuze sich ein Steg, der ihn hinübertragen zu wollen schien. Schnell betrat er ihn; wie eine Hölle lag die Kluft zu seinen Füßen. Ein Blick in dieselbe, und Grauen bemächtigte sich seiner. Ihm schwindelte, sein guter Engel hielt ihn fest. Da gedachte er wieder seiner Eltern. Gewaltsam eilte er vorwärts, dem Rande zu. Nur noch wenig Schritte, — da brach der Steg. Das Geländer split-

terte, sausend flog er in den Abgrund. Rudolph sank, Todeskälte durchrieselte ihn in diesem schrecklichen Augenblicke; — er sank, aber im Sinken fanden seine Hände ein vorspringendes Felsstück. Mit verzweifelnder Kraft klammerte er sich an dasselbe, seine Füsse fanden in einer Spalte einen Ruhepunkt. So schwebte er, den gräßlichen Sturz beständig vor seinem Sinne, über dem Abgrund, in dem entlegenen unbesuchten Walde. Er war nur für die kürzeste Frist gerettet. In unsäglicher Angst fühlte er seine Kräfte immer mehr entschwinden, nur die Verzweiflung hielt sie noch aufrecht. Jeder Gedanke an Rettung schien ihm unmöglich, und grausend sah er dem entsetzlichsten Tode entgegen, der ihm schon jetzt in einem scheußlichen Bilde sich zeigte. Verlassen von allen seinen Gefährten, die bei dem schrecklichen Vorfall entflohen, von dem zerschmetternden Stege getroffen, lag der Verführer Rudolph's, im Tode röchelnd, unter ihm in der Tiefe. Rudolph hörte die gotteslästerischen Verwünschungen, den verzweiflungsvollen Jammer des Sterbenden, dem so frühe die Rache gefolgt war. Das Gottlose seines eigenen Entschlusses, das ihm dadurch bereitete ähnliche Ende trat mit erdrückender Gewalt vor seine Seele. Alles vereinigte sich in diesem Augenblicke, sein Innerstes zu erschüttern. Rastlos flehte er zu dem Allmächtigen um Errettung von solch' einem Tode, gelobte die unverbrüchlichste Tugend, den gottesfürchtigsten Wandel. Ach, nur ein Wunder Gottes konnte ihn retten, nur Er konnte sich seiner noch erbarmen. Nicht einmal einen Versuch zu seiner Rettung durfte Rudolph wagen, um nicht die letzte Kraft zu vergeuden. Da kam die Hilfe, zu rechter Zeit. Die Rettung seines Lebens

war zugleich die seiner Seele. Das fürchterliche Dahinscheiden seines Verführers stand unauslöschlich vor seinem Geiste, seine eigene Rettung hatte ihn für immer an den Himmel gekettet. Jetzt, an dem Herzen, in den Armen seiner liebenden Eltern hatte er das Uebermaaß der göttlichen Gnade erfahren; er kannte keine Furcht, keinen Zweifel mehr. Die Qual der Reue wich den heiligsten Entschlüssen, die von nun an ihn erfüllten. „Sohn, Sohn,“ sagte Peter, als Rudolph seine Erzählung nun beendigt hatte, „so heilig, so ehrfürchtig, wie in dieser Stunde, war es mir noch nie zu Muthe. Fürwahr, das Leben der Seele ist Vertrauen. Tausend Tage kommen und schwinden, tausenderlei Dinge geschehen, und wir wissen nicht, warum sie geschehen, begreifen ihren Gang nicht. Da möchte die Seele zweifeln an der Fügung des Himmels, möchte irre werden an den Wegen des Herrn; aber siehe! — Einen seiner Wege enthüllt der Herr vor unserem Auge, Einen Blick läßt er uns werfen in die Weisheit seiner Führung, und wir stürzen voll Ehrfurcht und Bewunderung vor ihm nieder. Ein solcher Augenblick ist heilig, wo wir die Hand Gottes sehen, die uns geleitet hat. Wir wissen, daß sie uns führet, wenn wir sie dann auch lange nicht mehr erblicken.“ Er erzählte dem erstaunten Rudolph von seiner Arbeit, von seinem Gebet im Walde, das der Herr so wunderbar erhörte, indem er an dieses Gebet selbst, an den kleinen Umstand, daß die Vollendung des Steges dadurch aufgeschoben wurde, die Rettung Rudolph's von zeitlichem und ewigem Verderben, und seine Wiedervereinigung mit seinen Eltern knüpfte. „Gott hat es nicht gewollt,“ sagte Katharina, indem sie ihren Sohn umarmte,

daß ich die Seele eines Kindes ihm entgegenführe; aber er hat auf anderem Wege das Ziel herbeigeführt, nach dem ich strebte. Auch ich konnte nur ein Mittel seyn in seiner Hand. Er hat selbst gewaltet. Gott selbst war dein Erzieher, Rudolph! Ja, laß uns Ihn auch in Dem verehren, was unseren schwachen Augen dunkel ist! Laß uns ihm danken für diesen Augenblick, der spät, aber desto schöner, eine Familie in Ihm vereinigt! Wie ist Er uns jetzt so nahe!" Sie standen lang in tiefer Rührung.

Zwölftes Kapitel.

Die Buße.

„Aber was wirst du nun beginnen, Rudolph?" fragte Peter „Noch darf Niemand es wissen, wer du bist. Du darfst dich nicht entdecken." Rudolph legte die Hand auf die Brust und sagte: „Gott führt mich. Ich habe es jetzt einsehen lernen: Gott ist mit mir, so lang ich ihn in meinem Herzen trage. Kein Schicksal, welches es auch sey, soll mich wieder daran irre machen. Ich will thun, was er mir in den Sinn gibt. Die höchsten Güter, leichtsinnig von mir verschleudert, hat er mir zurückgegeben: ein reines Herz, die Liebe und Verzeihung meiner Eltern, das Leben! Er wird mich weiter führen. Was ich als Knabe verbrochen habe, lastet noch auf mir. Ich muß es ganz wieder gut zu machen suchen. Für jetzt zwar muß ich mich noch von euch trennen; aber so Gott will, ihr sollt bald von mir hören." Die Eltern segneten ihn und er entfernte sich noch vor Ta=

ges = Anbruch, um sich nicht zu verrathen. Er wußte nicht, ob er sie wieder sehen werde; aber er überwand jetzt jeden Schmerz durch das Vertrauen auf Gott. Von seinem Retter nahm er zuvor noch den zärtlichsten Abschied. Nach kurzer Zeit erhielten die Eltern einen Brief, in welchem ihnen Rudolph die unerwartete Nachricht mittheilte, daß er von dem Grafen Moller, demselben Manne, welcher einst durch ihn und seine Kameraden bestohlen worden war, als Verwalter seiner auswärtigen Güter in Dienst genommen sey, und von demselben die volle Verzeihung seines früheren Fehltrittes erhalten habe. Erstaunt betrachteten die Eltern das Papier und trauten ihren Augen nicht. Aber der Verlauf des Briefes löste das Räthsel. Rudolph hatte sich unmittelbar von seinen Eltern weg zu dem Grafen begeben, sich ihm freimüthig entdeckt, und ihn mit seiner ganzen Geschichte auf solche Art bekannt gemacht, daß der Graf, einer der edelsten Menschen, davon gerührt und sogar von wohlwollender Theilnahme für den jungen Mann ergriffen wurde. Er versicherte ihn nicht nur seiner vollkommenen Verzeihung, sondern versprach auch, Alles für ihn zu thun, was in seinen Kräften stehe. Da nun Rudolph den schüchternen Wunsch äusserte, die ganze entwendete Summe mit Zinsen auf irgend eine Weise bei ihm selbst abverdienen zu dürfen, und aller Gegenrede ungeachtet auf diesem Wunsche mit dem lebhaftesten Verlangen beharrte, überraschte ihn der edelmüthige Graf mit dem Anerbieten, ihn als Verwalter seiner auswärts gelegenen Güter zu benützen, und ergriff so nur eine Gelegenheit, dem jungen Manne eine neue Wohlthat zu erweisen. Rudolph durfte, wenn er den Grafen nicht beleidigen wollte, dieselbe nicht ausschlagen, und zog nach

einigen Tagen dahin ab. Von da aus schrieb er seinen Eltern den Brief, und diese erhielten nun regelmäßig von Zeit zu Zeit Nachricht und Unterstützung von ihm, so daß ihnen in ihrem vorrückenden Alter außer der Gegenwart ihres Sohnes zu ihrem Glücke nichts abgieng. Für sich selbst beobachtete Rudolph die größte Sparsamkeit und Einfachheit in seiner Lebensweise, wodurch er sich in den Stand setzte, nach kurzem Zwischenraume dem Grafen den vollen Betrag der entwendeten Summe nebst Zinsen wirklich zurückzuerstatten. Graf Moller, erstaunt und erfreut über diese schöne Handlung, nahm die Summe an, legte sie aber an einem sicheren Orte nieder, und bestimmte die Rente daraus zu einem Nothpfennige für Rudolph's Eltern. Diesem ward eine andere Gelegenheit, dem Grafen zu nützen. Denn als bald darauf ein verheerender Krieg entstand, in welchem auch die Güter des Grafen bedroht waren, vertheidigte Rudolph, die schon entmuthigten Bewohner jener Gegend um sich sammelnd, den ganzen Umkreis so kühn und ruhmvoll, daß er nicht nur die Güter des Grafen dadurch rettete, sondern auch dem Lande selbst einen großen Dienst erwies. Der Graf, die Herzhaftigkeit und Geistesgegenwart Rudolph's bewundernd, überredete ihn, für die Dauer des Krieges, der sich nun immer mehr in sein Vaterland hereinzog, das Schwert zu ergreifen, und Rudolph selbst hielt dieß für eine Pflicht, die er nicht versäumen wollte. Er trat in die Reihen, zeichnete sich in mehreren Schlachten aus, und stieg zu hohen Ehrenstellen. Ueberall, wohin er kam, wurde er als einer der wackersten Vertheidiger des Vaterlandes mit Achtung und Dank empfangen. Es war dieß auch der Fall, als seine Pflicht ihm gebot, an der Spitze einer

kriegerischen Schaar sich nach Minden zu begeben. Hoch schlug ihm das Herz, als er auf solche Weise in seine Vaterstadt einzog. Die angesehensten Bürger kamen ihm entgegen, und wetteiferten, sich ihm gefällig zu bezeigen. Unter ihnen befand sich ein Mann, dessen bleiches und kummervolles Aussehen Rudolph auffiel. Er erkundigte sich nach dem Weggehen desselben bei dem ihm zunächst stehenden Amtmanne um seinen Namen, und erfuhr, daß es der Vater jenes unglücklichen Verführers war, dessen Frevel in der Kluft einen so schrecklichen Lohn gefunden hatten. „Es ist Ihnen wohl das Aussehen dieses Mannes aufgefallen," sagte der Amtmann, „ach, er ist eine traurige Warnung für alle Eltern, die die heilige Bedeutung der Familie entehren, und die Erziehung ihrer Kinder vernachläßigen. Sein Ansehen und sein Reichthum verblendeten ihn, nur seinen Vergnügungen nachzujagen, und seine Frau lebte gleichfalls auf dem sogenannten hohen Fuße. Da war nichts heilig, nichts ehrwürdig; man schien dessen nicht zu bedürfen. Die Religion wurde verlacht, die Sitten kannten keinen Zügel. Ich selbst habe als ein Freund des Hauses oft gewarnt; aber vergebens. Ein kleiner Hang des unglücklichen Kindes dieser Familie zu Stolz und Eigensinn wurde fast absichtlich genährt, und als ein außerordentlicher Charakter gepriesen. Zur Verschwendung erhielt der Knabe in seinen frühesten Jahren Anleitung. Der Keim zu jedem edlen Gedanken oder Gefühle in seiner Seele ward zertreten. Der Anfang war Verachtung seiner eignen Eltern, der Ausgang der, daß er als Dieb entwich, und Niemand wieder etwas von ihm hörte. Das brachte die Eltern zur Besinnung. Gränzenloser Gram und Reue

versenkten die Mutter in das Grab, der Vater lebt noch als ein Schatten. So richtet Gott das Böse. Ach, daß auch eine gute, edle Familie in dieses Elend verwickelt werden mußte! Unglücksfälle in dem Hause des gottesfürchtigen Peter Fels, der ehemals bei uns wohnte, die lange andauerten, und den frommen Eltern die hinlängliche Aufsicht auf ihr Kind unmöglich machten, rißen dieses in die Schlingen des jungen Bösewichtes. Auch das Kind dieser guten Leute entwich mit ihm, Niemand hat seitdem wieder etwas von ihm vernommen. Die bejammernswerthen Eltern ergriffen den Wanderstab, und zogen in die weite Welt. Die Wege Gottes sind oft dunkel; die Unschuld geht mit der Schuld zu Grunde."

„Sie waren wohl ein Freund der Familie, die Sie so eben nannten?" fragte Rudolph leise. „Ihre Tugend und ihr unverschuldetes Elend" antwortete der Amtmann, „ließen mich die herzlichste Theilnahme für sie empfinden." „Wenn Sie zu der Ruhe und dem Glücke dieser Familie etwas beitragen könnten, würden Sie noch jetzt" — „Es war mein größter Schmerz," unterbrach ihn der Amtmann, „daß ich es nicht vermochte." — „Tragen Sie auch gegen den unglücklichen Sohn keinen Abscheu?" — „Gegen seinen Verführer, nicht gegen ihn." — „So darf auch Rudolph Sie als Freund" — „Rudolph? Sie kennen diese Familie?" rief der Amtmann erstaunt. „Ich kenne sie," erwiderte Rudolph, „und gebe Ihnen Gelegenheit, ihr zu nützen. Begleiten Sie mich in dieses Zimmer!" Sie entschwanden aus den Blicken der Uebrigen.

Dreizehntes Kapitel.

Die Verzeihung.

Rudolph mußte längere Zeit in Minden verweilen, und er befand sich noch daselbst, als die frohe Nachricht von dem glücklich geschlossenen Frieden überallhin Freude verbreitete. Eine Reihe von Festlichkeiten feierte in jeder Stadt das große Ereigniß. Die Einwohner von Minden veranstalteten ein Freudenmahl, bei welchem Rudolph den Ehrenplatz einnahm. Die vollen Becher giengen in der Runde, und seiner Tapferkeit ward manches Lebehoch gebracht. Als die Fröhlichkeit eben am Allgemeinsten war, erhielt der Amtmann, der neben Rudolph saß, durch einen seiner Diener ein als dringend bezeichnetes Paket vom Hofe. Unwillkührlich sah er auf Rudolph, der blaß und zitternd da saß. Er wollte das Empfangene mit sich in ein Seitenzimmer nehmen; Rudolph bat ihn aber, es in seiner Gegenwart zu eröffnen. Alle Anwesenden gewahrten, daß hier etwas Besonderes vorgehe, und schauten bestürzt auf Rudolph und den Amtmann. Mit der größten Spannung hieng Jener an des Amtmanns Mienen, bis derselbe, mit freundlichem Lächeln ein Papier ihm überreichend, sich nicht enthalten konnte, ein „Gottlob!" zu flüstern. Ein Blick auf das Papier rief das Entzücken in Rudolph's Angesicht. „Lassen Sie sich in Ihrer Freude nicht stören, meine Herren," sagte er, indem er sich erhob und zu der Gesellschaft wandte, „ich fürchtete, ein Verbrecher befinde sich in dieser ehrenwerthen Gesellschaft, in welcher

ihm kein Platz gebührt. Gottlob, es ist nicht so!" Die Gäste wurden bei diesen Worten noch bestürzter, und sahen sich verwundert an; Rudolph aber fuhr lächelnd fort: „Sie erinnern sich wohl noch alle des unglücklichen Rudolph Fels, der, durch gottlose Gespielen verführt, sich an dem Grafen Moller eines Diebstahls schuldig machte. Dieses Papier, das ich in meinen Händen halte, versichert ihn der höchsten Verzeihung, und bestätigt ihn in allen seinen Ehren und Würden. Trinken Sie mit mir auf das Wohl des gnädigen Monarchen, der meine Schuld getilgt, und dem Kreise meiner lieben Mitbürger mich zurückgegeben hat!" — „Rudolph! Rudolph Fels!" rief Graf Moller, ihn entzückt umarmend, „ich sey der Erste, der dich in diesem Kreise, der dich mit diesem Namen grüßt! Wir sind stolz auf unsern Rudolph Fels." Die ganze Gesellschaft staunte; aber bald wich das Staunen, und die freundlichsten Glückwünsche, der herzlichste Händedruck bewillkommte den Wiedergefundenen von allen Seiten. Die Gläser klangen auf das Wohl des Monarchen, Rudolph's, und seines Wohlthäters, des Grafen Moller.

Vierzehntes Kapitel.

Die wahre Tugend.

Am andern Tage reisten die beiden Letztern, in Begleitung des Amtmanns, den Rudolph hiezu bewogen hatte, in das Dörfchen, wo Rudolph's Eltern lebten, und holten diese nach Minden. Ihre Ankunft glich einem Triumphzuge. Jetzt verbreitete sich die Geschichte Rudolph's und seiner Eltern. Jeder Vater erzählte sie seinen Kindern, jeder Lehrer seinen Schülern. „Da kann man es recht lernen," sagte ein würdiger Geistlicher zu Minden, „was Tugend ist. Die armen Eltern des Rudolph Fels, welche von Jugend auf so fromm und gottesfürchtig waren, und als Eheleute die gemeinsame Beförderung und Verbreitung des Göttlichen so sehr sich angelegen seyn ließen, waren nichts destoweniger von Gott dazu bestimmt, die bittersten Schläge des Schicksals zu erfahren. War es nicht oft, als ob das Schicksal mit aller Macht gerade den frömmsten und heiligsten Bestrebungen dieser guten Leute sich entgegensetzte, als ob Gott selbst ihr Beginnen verwerfe, und sie dafür strafe? Ein schmerzliches Schicksal verfolgte sie. Aber sie waren durch die Tugend über jedes Schicksal erhaben. Sie trugen das Göttliche im Herzen, in ihrem Innersten war es festgepflanzt, nichts konnte sie davon entfernen. Wenn auch nie in ihrem ganzen Leben das Glück sich ihnen wieder zugewendet haben würde, wenn ihre innigsten und reinsten Wünsche unerfüllt geblieben wären, in ihrem Innersten würde dieß nichts verändert

haben. Denn der Glaube und das Vertrauen auf Gott wäre nie aus ihrem Herzen geschwunden, und ruhig und ergeben hätten sie den Aufschlüssen entgegengesehen, die ein anderes Leben ihnen sicher bereiten werde. Unverrückt blieben sie des Göttlichen sich bewußt, und handelten nach den Geboten desselben. Sie waren fest überzeugt, daß Gott mit ihnen sey, so schrecklich auch das Schicksal um sie wüthe. Denn diese Ueberzeugung quillt aus dem Innern. Gott rechtfertigte indessen ihr Vertrauen schon in diesem Leben, — durch die Bekehrung ihres Rudolph's. Die mannigfaltigsten und seltsamsten Wendungen des Schicksals mußten doch am Ende zum Guten wirken, und Rudolph auf einen Punkt bringen, wo es nur mehr von ihm abhieng, tugendhaft zu werden. Und im Grunde, — wenn auch nicht so augenscheinlich, wie bei Rudolph — es bricht doch wohl unter jedem Bösewichte schon hier auf Erden einmal der Steg, der ihn zum Laster führt, und läßt ihn über dem Abgrunde schweben. Dann streckt Gott ihm seine hilfreiche Hand entgegen, ihm von dem Verderben aufzuhelfen. Aber nicht alle nehmen, wie Rudolph, diese hilfreiche Hand an, und wer weiß, ob Rudolph nicht gleich seinem Verführer in dem Abgrunde zerschellt worden wäre, wenn er sich in jenem Augenblicke nicht bekehrt hätte? Auch das fromme, gottesfürchtige Familienleben seiner Eltern, von denen er so lange getrennt war, wirkt jetzt auf Rudolph nach, und ist für ihn nicht vergebens."

„Das Festhalten seiner Eltern an Glauben und Vertrauen in dem verschiedensten Geschicke ist jetzt für ihn ein erhebendes Beispiel, ein segensreicher Anblick. Und die ganze Geschichte, in welcher die Hand Gottes sich so

klar enthüllt hat, wird, wie ich wenigstens hoffe, auch uns und Allen, die davon hören, zur Lehre und zur Erbauung dienen. Es ist freilich selten, daß eine so auffallende, merkwürdige Geschichte sich ereignet, und die Menschen zu Glauben und Vertrauen auffodert; aber würden wir das innere Leben so vieler Menschen kennen, und die Wege, die Gott im Stillen mit ihnen geht, so würden wir oft nicht weniger Grund finden, uns in andächtige Betrachtungen zu versenken. In jedem menschlichen Herzen hat Gott einen Altar, den kein Schicksal zerstören kann, wenn er die reine Flamme darauf nicht ausgehen läßt. Prüfen kann das Schicksal den Menschen, aber ihn nicht verderben. Ja, es erhebt ihn sichtbar wieder, so tief es ihn erniedriget hat, wenn er nur an Gott sich festhält." Am Lebhaftesten erhielt sich die Erinnerung dieser Geschichte unter den Bewohnern des Dörfchens, bei welchem die Kluft liegt. Der Steg darüber ist wieder aufgerichtet, und eine Menge frommer Wallfahrer, die in der bekannten Kapelle Trost und Erhebung suchen, beschreiten ihn. Sie erblicken dort ein Gemälde, auf welchem die Rettung Rudolph's aus der Kluft und das Ende seines Verführers in derselben dargestellt ist. Rudolph selbst ließ darunter den Spruch setzen: „Die Wege zum Guten wie zum Bösen sind verschieden; aber mit wem Gott ist, der gelangt auf jedem Wege zur Tugend."

Der Lotterieladen.

„Wo ist denn ein Lotterie-Laden, Herr? Wollen „Sie wohl so gefällig seyn, mir einen zu zeigen?" So fragte ein einfach gekleidetes, kaum dreizehnjähriges Mädchen in einer der Hauptstraßen Berlins einen eben Vorübereilenden. „Ein Lotterie-Laden?" wiederholte der Gefragte mit gedehntem Tone. „Da wird wohl „der nächste" — „Einen Lotterie-Laden sucht das „Mädchen? Komm nur mit mir, Kind!" Mit diesen Worten unterbrach hastig ein vornehm aussehender junger Mensch den Antwortenden, der höflich den Hut vor ihm abzog, und gieng mit dem Mädchen in eine Seiten-Strasse. „Willst du in die Lotterie setzen?" fragte er dasselbe, als sie nun allein waren, und betrachtete es aufmerksam.

„Ja, Herr, der Vater hat mir Geld dazu geschickt," antwortete Mathilde (so hieß das Mädchen). „Der

„Vater?" fragte der Fremde weiter. „Wer ist denn dein Vater, Kind?" Treuherzig erzählte die gesprächige Mathilde nun Alles, was sie wußte. Ihr Vater war Gärtner auf einem herrschaftlichen Schlosse, das ziemlich entfernt von der Hauptstadt lag, und auf welchem auch Mathilde erzogen war. Erst vor Kurzem hatte sie das Schloß verlassen, weil ihre gute Mutter, die sie herzlich geliebt hatte, gestorben war, und eine Verwandte in der Stadt sich erbot, die Waise, die bei dem Vater keine angemessene Erziehung erhalten konnte, zur Erleichterung desselben zu sich zu nehmen. Die Verwandte war eine Putzmacherin, und in ihrem Haushalte äußerst genau und sparsam. Sie hielt das aufgenommene Mädchen strenge zur Häuslichkeit und Arbeit an, und wachte eben so strenge über Zucht und Sitte. Das Mädchen, welches solche Aufsicht auch an ihrer Mutter gewöhnt gewesen, war darum nicht unlieb bei der Base, und betrug sich auch so zu deren Zufriedenheit, daß diese dem willigen unverdorbenen Mädchen recht gut wurde. Für den Vater war indessen die in seinem Hauswesen vorgegangene Aenderung sehr nachtheilig. Er war gewöhnt, alle seine Freuden in dem kleinen häuslichen Kreise zu finden, und diese waren ihm so nothwendig, daß er ohne sie nicht zu leben wußte. Jetzt war sein häuslicher Kreis zerrissen, und er sah sich auf eine Einsamkeit beschränkt, die ihm durchaus nicht zusagte. Er sah sich genöthiget, die Abende, wenn er sie in Gesellschaft zubringen wollte, in der Schenke zu verleben, und frühere Leidenschaften, deren Abgewöhnung er dem sanften, ruhigen Sinne und der milden Einwirkung seines Weibes verdankte, erwachten wieder. Unter diese

gehörten die Neigung zum Trunke und zum Lottospiele. Da er für sich selbst leicht genug hatte, so blieb ihm zur Befriedigung dieser Neigungen manches Sümmchen übrig; allein die von der Mutter begonnene weise Sparsamkeit für die Zukunft der Tochter wurde dadurch leider wieder unterbrochen, und auch in dem bereits Ersparten erblickte Kaspar, der Vater Mathildens, nur das Mittel zur Erwerbung eines grossen Reichthums, die nach seiner Meinung gar nicht fehlen konnte. Da er aber an seinem Wohnorte keine Gelegenheit zum Lottospiele hatte, so schickte er das Geld seiner Tochter, um den Einsatz zu besorgen. Zum Erstenmal hatte Mathilde zu diesem Zwecke Geld von ihrem Vater erhalten, jedoch mit der Weisung, es ja der Base, die dieß für eine himmelschreiende Verschwendung ansehen würde, zu verbergen. Daher die Verlegenheit Mathildens, die den ungewohnten Auftrag des Vaters nicht recht zu besorgen wußte. Sie war sehr froh, einen so gefälligen, zuvorkommenden Menschen getroffen zu haben, der sich ihrer sogleich annahm, und sie sogar bis zu dem Lotterieladen begleiten zu wollen schien. Sie nahm sich vor, auch für das Geschäft des Einsetzens seine Hilfe anzusprechen. „Wie viel hat dir dein Vater denn Geld geschickt?“ erkundigte sich während des Ganges der Fremde weiter. „Zwei „Gulden,“ war die Antwort des Mädchens. Der Fremde verwunderte sich über die Größe der Summe, und gieng schweigend eine Zeitlang neben dem Mädchen her. Er ließ sich noch in allerlei Gespräche mit demselben ein, und war erfreut über den natürlichen Verstand und die Geradheit, die in den Antworten lag. Endlich stand er bei einem großen Hause still, und sagte zu

Mathilden: „Wenn du mir in mein Haus folgen willst, „Mädchen, ich selbst halte Lotterie, da kannst du —" „Sie selbst halten Lotterie?" fiel ihm das Mädchen freudig in das Wort; denn nun durfte sie keine Angst mehr haben, daß der Einsatz ungeschickt besorgt werden könnte, wogegen ihr der Vater ausdrückliche Warnung ertheilt hatte. Sie gieng sogleich mit dem Fremden in das Haus, und sah sich in ihrer Hoffnung nicht getäuscht; denn der Fremde hatte wirklich, ohne daß sie ihm Vieles zu erklären brauchte, in kürzester Zeit Alles im Reinen, und übergab ihr nach Empfang des Geldes ein beschriebenes Papier, welches sie, wie er sagte, wohl aufzubewahren habe, und das sie dem Willen ihres Vaters gemäß Niemanden zeigen sollte. Die Nummern hatte sie aus dem Briefe ihres Vaters, den sie bei sich trug, angegeben, und der Fremde ermahnte sie, nur von Zeit zu Zeit bei ihm anzufragen, wo er ihr dann schon sagen wollte, ob sie gewonnen habe. Mathilde verwahrte den ihr gegebenen Zettel wohl, merkte sich die Wohnung des Fremden auf das Beste, und eilte dann so schnell als möglich nach Haus, um noch vor der Base daselbst anzukommen, deren Abwesenheit sie zur Besorgung ihres geheimen Auftrags benützt hatte. Auf dem Rückwege dachte sie noch immer an das schöne, große Haus, und an das herrliche Zimmer, in welches sie der Fremde geführt hatte, das fast so schön als die Zimmer auf dem herrschaftlichen Schlosse ihr vorkam. Sie hatte sich einen ganz anderen Begriff von einem Lotterie-Laden gemacht und auch an die Freundlichkeit und das Zuvorkommen des fremden Herrn dachte sie mit großem Vergnügen. Sie kam lange vor der ge-

fürchteten Base nach Haus, und wenn es ihr auch nicht recht in den Sinn wollte, daß sie bei dem Gange wider den Willen der Base gehandelt habe, ohne deren Wissen sie sonst nicht auszugehen pflegte, so tröstete sie sich doch mit dem Gedanken, daß es auf den Auftrag des Vaters geschehen sey, dem sie habe gehorchen müssen. Neugierig wartete sie auf den Zeitpunkt, wo sie ihren Gang erneuern mußte; denn der Vater hatte ihr auch empfohlen, ihm gleich nach erfolgter Ziehung Nachricht über dieselbe zu ertheilen. Der Fremde hatte ihr die Tage derselben aufgezeichnet, und sie war nur in Angst, wie sie zur bestimmten Zeit ohne Wissen der Base das Haus wieder werde verlassen können. Das Glück bot ihr eine günstige Gelegenheit, indem sie gerade an jenem Tage mehrere bestellte Arbeiten auszutragen hatte. Sie wendete die größte Eile an, dieses Geschäft bald zu Ende zu bringen, und sich Zeit zu ihrem Gange zu erübrigen. Als sie zu dem Lotterie-Inhaber kam, empfieng sie dieser freundlich; aber sie bemerkte sogleich einen düstern Zug in seinen Mienen.

„Dein Vater hat gewonnen, Kind", redete er sie an, „und zwar eine Summe von zwanzig Gulden, da „er eine Nummer glücklich errathen hat." Mathilde bezeigte ihre Freude darüber, ihrem Vater gleich das Erstemal einen solchen Gewinnst überschicken zu können. „Ich kann deine Freude nicht theilen, gutes Mädchen, erwiderte ihr der Collekteur, „die zwanzig Gulden sind eher „ein Unglück, als ein Glück für deinen Vater". „Ein „Unglück? Wie denn das, Herr?" fragte Mathilde. „Dein Vater", fuhr Jener fort, „wird allerdings auch „große Freude an dem Gewinnste haben, und auf sein

„Glück, gleich bei dem ersten Spiele, stolz seyn. Allein „das Glück, Kind, ist eine wandelbare Sache; und ein „Erwerb, der blos vom Glücke abhängt, wenn er gleich „der leichteste und bequemste ist, bleibt doch immer nur „eine verführerische Täuschung. Um deines Besten willen, „Mathilde, wollte ich, daß dein Vater es sich nie hätte „einfallen lassen, in die Lotterie zu setzen. Je mehr „er anfangs gewinnt, desto heftiger wird er seinen Ge„winn verfolgen, und wenn ihn dann, wie gewöhnlich, „unvermuthet das Glück verläßt, so wird seine Leiden„schaft für das Spiel, die sich so schnell und unvermerkt „festsetzt, ihn nicht zur rechten Zeit aufhören lassen. „Glaube mir, Kind, noch fast allemal hat die Freude „über den Gewinnst, den ich hier in meinem Hause an „Jemand ausgezahlt habe, sich in Jammer und Ver„zweiflung umgewandelt. Es ist etwas Fürchterliches „um das Spiel". Diese kurzen, ernsten Worte drangen tief in Mathildens Seele. Sie kannte das Spiel von jeher nur dem Namen nach, hatte an alles Dasjenige, was sie so eben gehört hatte, noch mit keiner Sylbe gedacht, und war gewohnt, Alles, was der Vater that, für wohlgethan zu halten. Auf der anderen Seite war Alles, was der fremde Mann sagte, so verständig, sein ganzes Betragen so liebevoll, daß sie ihm vollkommen vertrauen zu müssen glaubte. Schüchtern nahm sie das gewonnene Geld zu sich, vermochte kein Wort zu erwidern, und wollte in der größten Befangenheit sich entfernen. Aber Jener begleitete sie an die Thüre, ergriff sie bei der Hand und sagte tröstend: „Sey nicht traurig, Mathilde, über Das, was ich dir gesagt habe! Ich hoffe, dein Vater werde ein kluger Mann seyn.

Aber du, du nimm es zu Herzen! Für dich würde das Spiel das verderblichste Gift seyn. Darum laße dich nicht verlocken durch das Glück deines Vaters! Suche dir durch Arbeit und Redlichkeit einen Erwerb zu verschaffen; er wird ein bleibender Segen für dich werden. Aber hüte dich, einen Kreuzer deines Verdienstes auf das Spiel zu wenden, das dich nur verderben würde". Seine Stimme wurde bei diesen letzten Worten so weich und beinahe feierlich, daß Mathilde sehr davon ergriffen wurde. Auf dem ganzen Rückwege beschäftigte sie sich mit dem Gedanken daran, und selbst für ihren Vater wurde sie ängstlich. Sie erinnerte sich jetzt dunkel, wie ihre verstorbene Mutter mehrmals den Vater von dem Entschluße, in die Lotterie zu setzen, zurückgebracht habe, und selbst die letzten Worte der Mutter auf ihrem Sterbebette, die Mathilde damals nicht recht begriff, schienen ihr nun Beziehung darauf zu haben. Es fiel ihr dieß schwer auf das Herz, und sie wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Trübsinnig packte sie zu Hause das gefürchtete Geld, sobald sie aus den Augen der Base war, zusammen, und schickte es ihrem Vater mit einem Briefe, in welchem sie ihm den ganzen Vorfall erzählte, und kein Wort von Dem verschwieg, was ihr bei dem Empfange des Geldes gesagt worden war.

Dadurch glaubte sie ihr Herz am ehesten beruhigen zu können, weil nun der Vater gewiß wisse, was davon zu halten sey. Sie selbst aber gelobte es sich im Stillen, an den Worten des Fremden getreu festzuhalten, und diese waren eben zu rechter Zeit gekommen, da Mathilde durch ihre Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit sich

schon Einiges erspart hatte, was sie bei der ersten Nachricht von dem Glücke ihres Vaters sogleich auf ähnliche Weise zu vermehren dachte. Jetzt war sie durch die Warnung des Fremden von diesem Vorhaben gänzlich abgekommen, und gab, um vor jeder Versuchung sicher sich zu wissen, ihr Ersparniß der Base in Verwahrung, die über diesen Beweis von Häuslichkeit und Vertrauen nicht wenig erfreut war. Nach einigen Tagen kam Antwort von dem Vater. Er dankte seiner Tochter für die richtige Besorgung des ihr anempfohlenen Geschäftes und für die liebevolle Sorgfalt, die in ihrem Briefe sich ausgesprochen habe; versicherte sie aber, daß er aus dem Grunde von seinem Spiele nicht das Mindeste zu befürchten habe, weil er nicht, wie Andere, dem blinden Glück vertraue, sondern sein Spiel wohl verstehe und auf sichere Berechnung stütze, wie sein dießmaliger Gewinnst selbst schon zeige; daß aber dieß ein Geheimniß sey, welches sie ja Niemanden mittheilen sollte. Mathilde ward durch diesen Brief ein wenig getröstet, ob sie gleich es viel lieber gesehen hätte, wenn ihr Vater von diesem Spiele immer entfernt geblieben wäre. Von ihrem Briefe an ihn und seiner Antwort schwieg sie, als sie wieder in den Lotterieladen kam, gänzlich; der Trost verschwand aber aus ihrer Seele, als sie sah, daß ihr Vater, für welchen sie in der Zwischenzeit wieder einen Einsatz besorgt hatte, dießmal nichts gewonnen habe. Sie hoffte dagegen, ihr Vater werde durch den Verlust sich abhalten lassen, weiter zu spielen. Dieß kam nicht so. Ihr Vater hatte von nun an beinahe fortdauerndes Unglück, und verlor dadurch in kurzer Zeit eine große Summe. Mathilde wurde immer trauriger bei den Gängen in den Lotterie-

Laden, und die Worte ihres unbekannten Freundes traten immer ernstlicher in Erfüllung. Letzterer bemerkte dieß, und benützte es dazu, seine Warnung vor dem Spiele zu erneuern, und den Abscheu in des Mädchens Seele fest zu begründen. Was aber ihren Vater betraf, so suchte er sie, da sich dieß nicht ändern ließ, nur möglichst zu trösten. In gewisser Hinsicht hatte es auf den Charakter und das Leben Mathildens sogar einen vortheilhaften Einfluß, indem sie aus Bangigkeit für die Zukunft, und das mögliche Ende einer solchen Geldverschleuderung bei ihrem geraden Sinne wohl einsehend, ihre Arbeitsamkeit verdoppelte, und Alles anwendete, ihrerseits hereinzubringen, was von Seite ihres Vaters verloren gieng. Mit stiller kindlicher Freude sah sie ihr kleines Ersparniß, rein durch der Hände Arbeit verdient, zu einem mäßigen Kapitale wachsen, womit sie im Nothfalle ihrem Vater unter die Arme greifen könnte. Sie wagte es, noch einige Male in ihren Briefen ihren Vater auf seinen beständigen Verlust aufmerksam zu machen, und mit der Frage zu beschäftigen, ob er sein Spielen nicht lieber aufgeben solle. Allein diese Winke blieben zu ihrem großen Leide völlig unbeachtet, und sie mußte es der Vorsehung anheim gestellt lassen, eine Aenderung hierin zu bewirken. Bald kamen Briefe, in welchen Mathildens Vater über den Unstern, welcher überall ihn verfolge, sich beklagte, und mit Schrecken gewahrte die Tochter in denselben einen Mißmuth, den sie an ihrem Vater nie gekannt hatte. Es befiel sie große Angst deßwegen, und doch getraute sie sich nicht, der Base gegen den Willen ihres Vaters etwas davon zu entdecken. Die einzige Erleichterung ihres bekümmerten Herzens fand sie

bei dem Lotterie-Inhaber, der ihr Alles, wie es gekommen, vorausgesagt hatte, und auch jetzt noch freundlich fortfuhr, ihr wenigstens Rath und Trost zu spenden. Ach, sie bedurfte dessen wohl; denn immer trauriger gestaltete sich ihre Lage, immer mehr hatte sie Ursache, für das Schicksal ihres Vaters besorgt zu werden! Sie fürchtete mit Recht, daß derselbe schon jetzt bei der Befriedigung manches wesentlichen Bedürfnisses Mangel leiden werde, um nur stets die erfoderlichen Mittel für seine thörichte Spielsucht, welcher er immer größere Summen weihte, zu gewinnen. Und doch konnte sie ihrem Vater nicht einmal von ihrem Ersparniße aushelfen, weil er sonst nur auch dieses durch seine verderbliche Leidenschaft vergeudet haben würde. So vergieng eine geraume Zeit, in welcher Mathilde ihrem Kummer nur stille Ergebung entgegenzusetzen wußte, bis ein an sich sehr einfaches, aber für Mathilde höchst wichtiges Ereigniß in dem Leben dieses Mädchens eine große Aenderung hervorbrachte. Ein frommer, rechtschaffener Jüngling, der Sohn eines geschickten Handwerkers, war öfters in das Haus zu Mathildens Base gekommen, welcher er die ihr hie und da nothwendigen kleinen Drechslerarbeiten besorgte. Er hatte dort Mathilden kennen gelernt, und da ihm ihre sanften, häuslichen Sitten sehr wohl gefielen, er auch vor einigen Monaten Meister geworden war, so kam er nun zu der Base, und hielt um Mathildens Hand an, wenn dieselbe nichts dagegen einwenden würde. Diese war über den unerwarteten Antrag sehr erstaunt, erkannte es aber als ein hohes Glück Mathildens, und foderte diese gleich in Gegenwart des Jünglings zu ihrer Erklärung auf. Mathilde war nicht

weniger überrascht; auch sie hatte den bescheidenen und strengrechtlichen Robert (so hieß der Jüngling) kennen und schätzen gelernt, und war überzeugt, daß sie an seiner Seite das schöne Ziel, das ihr vorschwebte, nämlich eine ächte christliche Familienmutter zu werden, am sichersten erreichen könne Sie gab daher freudig ihre Einwilligung, und die gute Base übernahm es, die Zustimmung des Vaters in einem Briefe an denselben zu erholen, welchem Mathilde nur einige Zeilen beifügte. Die Antwort des Vaters war nach dem Wunsche Beider, da die Base ihm über den Charakter und die Geschicklichkeit des Bräutigams keinen Zweifel übrig gelassen hatte. Mathilde verlebte nun die schönsten Tage ihres Lebens, die selbst auf die Base, die Mathilden wie ihr Kind liebte, so wohlthätig einwirkten, daß Alle, die sie sahen, über ihre fast jugendliche Heiterkeit verwundert waren.

Sie versprach, den beiden Brautleuten einst ihr kleines Vermögen zu hinterlassen. Vorläufig reichte die geringe Baarschaft Roberts und das Ersparte Mathildens hin, den jungen Leuten, deren Vermählung in vierzehn Tagen gefeiert werden sollte, die nöthige Hauseinrichtung und Schutz für unvorhergesehene Unglücksfälle zu verschaffen. Der Fleiß und die Kunst Roberts sicherten überflüssig den täglichen Unterhalt. So war Mathildens sehnlicher Wunsch erfüllt, ihren Vater jeder Ausgabe oder Aufopferung für sie zu überheben, und sie hatte darum in den dem Briefe der Base beigelegten Zeilen ihm von ihrer Ersparniß und dem zureichenden Vermögen ihres Roberts Nachricht gegeben, und mit Einwilligung desselben ihn gebeten, das von ihrer Mutter hinterlassene, zu ihrer Aussteuer bestimmte Geld unbedenk-

lich für sich zu verwenden. Zugleich hoffte sie durch ihre Heirath nicht nur den Vater von jeder Sorge um sie zu befreien, sondern auch am ehesten in den Stand gesetzt zu werden, ihn zu jeder Zeit im Nothfalle zu sich zu nehmen, oder doch zu unterstützen. Sie war nun gegen siebenzehn Jahre alt, und in allen häuslichen Arbeiten auf das Beste erfahren, während sie in anderer Hinsicht noch immer die kindliche, einfache Mathilde geblieben war, deren ganze Welt in dem Hause ihrer Wohlthäterin, der Base, lag, und die außer den Gängen, welche das Geschäft erfoderte, und jenen in die Wohnung des Lotterie-Inhabers noch nirgends hingekommen war. Rein und unverdorben gieng sie in den neuen ihr bestimmten Wirkungskreis über. Robert hieng daher auch mit vollem Herzen an ihr, uud dankte Gott daß er ihn zu ihr geführt. Noch eine andere, nicht geringe Freude stand Mathilden bevor, und sie zählte jede Minute, bis sie dieselbe genießen sollte. Ihr Vater hatte nämlich versprochen, bei seiner Herrschaft für einige Tage Urlaub zu nehmen, und nach Berlin zu kommen, um das Fest ihrer Vermählung mit ihnen feiern zu können. Sie freute sich kindlich darauf, den Langentbehrten wieder zu sehen, ihm ihren Robert vorzustellen, und mit diesem den väterlichen Segen zu empfangen. Schon lange vorher sprach sie mit Robert davon, und malte sich mit der Base gern den Augenblick recht fröhlich aus, wo alles dieß in Erfüllung gehen würde. In solchem Gespräche saßen sie oft bis in die tiefe Nacht alle drei beisammen. Eines Morgens, kurz vor dem zur Ankunft des Vaters festgesetzten Tage, besuchte Mathilde nach ihrer Gewohnheit die Kirche. Sie wurde

auf diesem Gange sonst von der gottesfürchtigen Base begleitet. Da diese aber eben an diesem Tage sich etwas unwohl fühlte, so war Mathilde allein zur Kirche gegangen. In tiefer Andacht lag sie vor einem Altare, in einem abgelegeneren Theil der Kirche, und betete um Gnade Gottes für ihre neue, wichtige Laufbahn. Ihre ganze Seele war davon erfüllt, und es entstanden in ihr die heiligsten Vorsätze. Aber allmählig nahmen auch die frohen Bilder der Zukunft, von denen sie jetzt überall umgeben ward, in ihrem Innern einen Platz ein. Der Gedanke an Robert und an das nahe Wiedersehen ihres Vaters drängten sich ihr mit unwiderstehlicher Gewalt auf, und verbreiteten ein dankendes, heiteres Lächeln auf ihrem Antlitz. Ihr Blick kehrte vom Himmel auf die Erde zurück, —und— da sah sie einen Mann, bleich wie der Tod, mit jammervollen Mienen und ängstlich gefalteten Händen, an einer Mauer stehen. Seltsam zuckte sie zusammen, als sie den Mann erblickte. Es war ihr Vater. Mit Einem, sicheren Blicke erkannte sie ihn. Aber wie, wie sah sie ihn wieder! Sie zitterte an allen Gliedern, als sie noch einen Blick auf ihn warf. Er hatte sie nicht gesehen, und stand noch ganz in derselben Stellung, seinen stieren Blick vor sich gewendet. Mathilde konnte es nicht länger ertragen. Sie erhob sich von ihrem Stuhle, und gieng leise zu ihm. Er sah sie noch nicht, bis sie ihn bei seinem Namen nannte. Dann erwachte er aus seinen Träumen. Er erschrack heftig bei dem Anblicke Mathildens. „Mathilde", rief er, „Mathilde, du hier?" Dann sah er sie lange mit einem schrecklichen, schmerzlichen Blicke an, und fuhr endlich fort: „Ich glaube, Gott hat mich erhört,

Mathilde! Es ist gut, daß er dich mir hieher gesandt hat; ich hätte den Muth nicht gehabt, vor dich zu treten." Er war etwas ruhiger geworden. Mathilde aber war von der überraschenden Erscheinung wie außer sich, und die größte Bangigkeit um ihren Vater bemächtigte sich ihrer. Sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß ein außerordentliches Unglück seine Sinne zerrüttet haben möge, und beeilte sich, ihn durch die nahe Thüre in das Freie hinauszubringen. Der Vater war wieder in tiefes Sinnen versunken, und ließ sich von ihr leiten, wohin sie wollte. Vor dem Thore der Kirche riß er hastig ihre Hand an sich, und zog sie in eine menschenleere Gasse. Da fiel er ihr weinend um den Hals, küßte sie auf die Stirne, und rief: „Leb' wohl, Mathilde! Mathilde, denke an „deinen unglücklichen Vater!" Mit diesen Worten wollte er sich losreißen. Aber die erschrockene Tochter hielt ihn fest an sich und die Angst gab ihr Worte. Sie bat ihren Vater auf das Flehentlichste, ihr doch Alles zu entdecken, was er auf dem Herzen habe, und sie nicht in dieser fürchterlichen Ungewißheit zu verlassen. Ihre kindlichen Bitten rührten ihn. Er führte sie in eine Ecke, faßte sich mühsam, und begann dann: „Ach Tochter, Gott sieht es, wie schwer dieser Augenblick auf mir lastet. Alles, alles ist verloren. Ich muß dich verlassen. O, ich hätte dich nie von mir lassen sollen! Dieß und der Tod meines lieben, guten Weibes waren mein Unglück." Er schwieg wieder eine Weile, vom Schmerz bewegt; dann fuhr er fort: „Was mein seliges Weib für dich mir hinterlassen hat, ist verspielt, — mein eigenes Vermögen, an Geld und Kostbarkeiten, hat

das Spiel verschlungen, und — was noch mehr ist, was mich zur Verzweiflung bringt — auch eine Summe Geldes, welche meine Herrschaft im Vertrauen auf meine langjährige Redlichkeit zu einem bestimmten Zwecke bei mir niedergelegt hat, habe ich meiner unsinnigen Leidenschaft geopfert. Wie recht hattest du, liebe Mathilde! Ich bin hart gestraft, es nicht befolgt zu haben." Mathilde staunte über den ungeheuren Verlust, welchen ihr Vater in so wenigen Jahren erlitten hatte, und sah daraus sogleich, daß er auch noch auf anderer Seite seinen gräßlichen Hang zum Spiele befriediget haben müsse. Die nachfolgenden Reden des Vaters bestätigten ihre Vermuthung.

Er hatte sich mit einem erst während der Abwesenheit Mathildens in die Gegend der väterlichen Heimath gezogenen berüchtigten Spieler eingelassen, der seiner Leidenschaft Nahrung gegeben und sein Verderben vollendet hatte. Die schleunigste Flucht war das Einzige, was ihrem Vater übrig blieb, wenn er nicht auch der härtesten und schimpflichsten Strafe wegen des veruntreuten Geldes sich aussetzen wollte. Darum war er den Abend zuvor unter dem Vorwande, daß die Hochzeit der Tochter früher, als er geglaubt, gefeiert werden sollte, von dem Schlosse abgereist, und hatte sich nach Berlin begeben, um seine Mathilde noch einmal zu sehen, zu umarmen. Jetzt wollte er schleunigst seine Flucht fortsetzen, und sich in irgend einem Winkel ferner Länder verbergen. Mit starrem Schweigen hatte Mathilde seine Erzählung vernommen, und ihre Seele unterlag den bittersten Gefühlen. Aber plötzlich, — als eben ihr Vater schluchzend aus ihren Armen, die ihn umschlungen hielten, sich

losrang — klärte ein Strahl der Freude ihr Gesicht auf. „Nein, nein!" rief sie stürmisch, und bemühte sich, ihn festzuhalten, „Ihr sollt mich nicht verlassen, Vater! Nicht fliehen sollt Ihr, und, fern von Eurer Tochter, Mangel leiden. Noch ist ein Mittel, Euch zu retten, — ein Mittel, das in meiner Macht steht. Gerade so hoch als das Geld der Herrschaft beläuft sich mein Erspartes. Nehmt es, Vater, nehmt es, und erkauft Euch damit die Ruhe. Zahlt davon das Euch vertraute Geld zurück! Seyd Ihr einmal dieser Sorge ledig, für das Uebrige werden wir dann leichter Mittel finden." Während sie dieses sagte, gewannen ihre Züge den Ausdruck der höchsten Heiterkeit und Wonne. Aber mit lebhaftem Ungestüme rief der Vater: „Bewahre mich der Herr, Mathilde, daß ich mein Verbrechen noch vergrößere. Ich bin es, der gefehlt hat, und ich will auch dafür büßen. Es ist noch ein Trost für mich, daß durch die Fügung des Himmels wenigstens dein Glück durch meine strafbare Thorheit nicht zertrümmert ist. Ehe treffe die Strafe mich zehnfach, als ich einen Heller des Segens berühre, den du durch deinen Fleiß und deine Sparsamkeit dir erworben hast!" So sehr Mathilde auch bat, der Vater änderte seinen Entschluß nicht. Da kam Robert. Er hatte, wie gewöhnlich, seine Braut auf dem Heimgange von der Kirche erwartet, und, da sie nicht kam, sie aufgesucht. Sobald Mathilde ihn erblickte, flog sie auf ihn zu, und führte ihn zu ihrem Vater. Dann wandte sie sich an ihn selbst, und sagte mit wehmüthiger, aber entschlossener Stimme: „Unserer Liebe steht eine Prüfung bevor, Robert! Heilige Pflichten, welche ich aber in diesem Augenblicke mit

einem Schleier überdecken muß, gebieten mir, meine Verbindung mit dir, lieber Robert, noch auf einige, hoffentlich nicht gar lange Zeit hinauszuschieben. Ja, ich muß mich sogar eine kurze Zeit von dir trennen. Ich ziehe mit meinem Vater. Sag du, lieber Robert, meinem Vater, der es meinen Worten nicht glauben will, daß unsere Liebe, so stark und ächt sie ist, keiner unserer Pflichten im Wege steht, und daß wir auch fern von einander in unserer gegenseitigen treuen Gesinnung glücklich bleiben." Eine solche Rede Mathildens war ganz geeignet den von ihr gewünschten Eindruck auf Robert's Seele hervorzubringen. Er schwieg einige Minuten, in denen er seinen Schmerz unterdrückte; dann faßte er Mathildens Hand und sagte: „Ich forsche nicht weiter, Mathilde. Mein Vertrauen auf dich steht fest, und ich weiß, daß du so handelst, wie du mußt. Ich liebe dich darum nur um so inniger, wenn auch deine Handlungsweise mir Schmerz verursacht."

Der Vater Mathildens war tief gerührt über das Gespräch, welches zwischen Beiden geführt wurde, und die edelmüthigste Aufopferung in sich schloß. Er konnte es aber nicht über sich bringen, dieselbe zu seinen Gunsten zu benützen, und theilte selbst dem Bräutigam seiner Tochter Alles offen mit, was geschehen war, indem er ihn und Mathilden wiederholt bestimmt versicherte, daß er um diesen Preis niemals gerettet seyn wolle. Robert war entzückt über die kindliche Liebe Mathildens und unterstützte ihre Bitten. Da sie damit nichts ausrichteten, so erklärte endlich Jene, daß sie ihrem Vater, wenn er sie wirklich verlassen, und entfliehen wolle, überallhin nachfolgen, und sein Schicksal,

welches es auch seyn möge, theilen werde. Dieß entschied, und der Vater, welcher den Ernst und die Standhaftigkeit ihres Willens sah, gab ihrem Verlangen nach und willigte auch darein, daß Mathilde ihn in die Heimath zurückbegleiten, und dort bei ihm bleiben sollte, wo sie durch Besorgung von Arbeiten für die Putzmacherin, ihre Base, woran es ihr jetzt nicht fehlen konnte, neben dem Einkommen des Vaters den täglichen Unterhalt erwerben, und dabei auch durch Fleiß und Sparsamkeit sich wieder einen Nothpfennig verschaffen wollte.

Robert versprach, ebenfalls Tag und Nacht zu arbeiten, um durch seinen Verdienst die Zeit seiner Verbindung mit Mathilden zu beschleunigen. Man zog nun auch die Base, um sie, der man so vielen Dank schuldig war, nicht zu beleidigen, auf die glimpflichste Weise in das Geheimniß, und schon der folgende Tag wurde zur Abreise Mathildens mit ihrem Vater anberaumt. Robert bedurfte der ganzen Stärke und Trefflichkeit seines Charakters, um das Opfer eines so nahe geglaubten schönen Zieles mit Würde zu bringen. Er hatte bereits Abschied von ihr genommen, weil er noch mehrere dringende, unaufschiebbare Arbeiten zu verrichten hatte. Aber der Gedanke an Mathilden verließ ihn nicht, und folgte ihm auch zur Arbeit. Düster und mit schwerem Sinne stand der geschickte Meister in dem prächtigen Gartensaale des Prinzen von P., wohin er berufen worden war, um an einem sehr niedlichen, von edlem Holze verfertigten Schranke eine Besserung vorzunehmen. Er arbeitete emsig, aber ohne seines herben, lastenden Kummers vergessen zu können. Ein tiefer Seufzer rang sich los aus seiner Brust. Da hörte er etwas hinter sich, er kehrte sich um, — und der Prinz stand vor ihm.

Der Prinz war als ein äußerst guter, menschenfreundlicher Herr bekannt. Theilnehmend erkundigte er sich nach Robert's Kummer. Dieser gerieth dadurch in große Verlegenheit, weil er die wahre Ursache nicht entdecken konnte, ohne Mathildens Vater zu verrathen. Er erzählte daher nur von Mathilden, wie sie so fromm und brav sey, und wie er sie darum so sehr liebe, wie aber seine eigene Armuth und die Mathildens ihrer Vereinigung im Wege stehe. Der Prinz schien an der einfachen, rührenden Erzählung Roberts großes Interesse zu finden, und erkundigte sich genau nach allen, auch den kleinsten Umständen. Am Schluße fragte er auch, woher es komme, daß ein so ordentliches und fleißiges Mädchen, wie die von ihm geschilderte Mathilde seyn müsse, und die sogar seiner Erzählung nach einen auf einem herrschaftlichen Schlosse angestellten Vater habe, ihm nicht so viel zubringe, als er neben seinem eigenen Verdienste, der bei seiner großen Geschicklichkeit gewiß auch nicht gering sey, noch bedürfe. Die Rede Robert's stockte bei dieser Frage, und er verwickelte sich in Widersprüche. Er wurde feuerroth, als er dieß selbst bemerkte, und die schwarzen, glänzenden Augen des Prinzen forschend auf ihm ruhten. Er wußte sich nicht mehr zu helfen. Der Prinz näherte sich ihm liebreich, und sprach ihm so mild und väterlich zu, jede Furcht zu entfernen, und ihm Alles zu entdecken, weil er vielleicht helfen könne, so daß Robert zum Verräther geworden war, ehe er es noch recht wußte. Stammelnd bat er den Prinzen, nicht das Geheimniß zu seinem und Mathilden's Verderben zu benützen. Dieser sagte es ihm zu, und in des guten Roberts Seele erwachte sogar wieder ein Funke von Hoffnung. Er

überlegte, als er sich wieder allein sah, ob er Mathilden noch einmal heimsuchen und ihr den schwachen Strahl von Hoffnung mittheilen solle; unterließ es aber, weil ihm bei dem Gedanken an einen neuen Abschied bangte und er allmählig selbst wieder muthlos zu werden anfieng. Er brachte den übrigen Theil des Tages einsam und in stillem Trauern hin, und schon brannte das flackernde Lämpchen auf seinem Tische, als man an seine Thüre klopfte. Er öffnete und ein Mann in vornehmer Livre trat ein, der den Meister Robert einlud, sich sogleich zu dem Prinzen von P. zu begeben. Robert warf sich schnell in seine besseren Kleider, die er schon abgelegt hatte, und machte sich dann auf den Weg. Eine Menge Gefühle bewegte sein Herz. Bald gewannen Sehnsucht und Hoffnung die Oberhand, bald überließ er sich einem dumpfen Brüten, bald bemächtigte sich die Furcht seiner, daß das verrathene Geheimniß mißbraucht werden könnte. So langte er bei dem Prinzen an. Man führte ihn sogleich in ein kleines, aber geschmackvoll eingerichtetes Zimmer, wo er mehrere Minuten in der peinigendsten Ungewißheit verweilte. Da öffnete sich die Thüre. Der Prinz erschien und nahm ihn mit sich in einen hohen prachtvollen Saal. „Meister Robert" sagte er, „wartet hier bis auf Weiteres! So Gott will, ist Euch geholfen." Robert vermochte bei dieser kurzen, unerwarteten Anrede kein Wort hervorzubringen, mächtig schlug sein Herz, und ein augenblicklicher entzückender Traum durchfuhr ihn. Als er sich faßte, hatte ihn der Prinz schon wieder verlassen. In demselben Augenblicke vernahm er in dem Nebenzimmer eine Stimme. Es war die Stimme Mathildens. Regungslos stand Robert, und zweifelte, ob er

wohl auch recht gehört habe. Es war ihm Alles so unerklärlich. Nur eine ganz leichte Thüre trennte ihn von dem Zimmer; er konnte jedes Wort verstehen. Es war Mathilde, und auch der Prinz war in dem Zimmer. „Du kommst, um wieder zu setzen, Mathilde?" fragte der Prinz das Mädchen, „ich habe dich lange nicht mehr gesehen." „Es ist nicht so, wie Sie meinen, Herr," war die Antwort Mathildens, „ich werde nie wieder setzen. Die Vorsehung hat meinen Vater auf Ihre Warnung achten lassen, und er sieht das Verderbliche des Spieles ein. Ich ziehe morgen mit ihm in meine Heimath, und da komme ich, zuvor von Ihnen Abschied zu nehmen, und Ihnen zu danken für" — „Laß das gut seyn, Mädchen," unterbrach sie der Prinz, „du bist mir keinen Dank schuldig. Im Gegentheile, ich freue mich noch heute des Augenblicks, wo ich dich in der Hauptstraße traf, und auf deine Frage nach einem Lotterieladen dich mit mir nahm. Ich habe dich seitdem beobachtet, Mathilde," — dabei veränderte er seine Stimme und nahm einen erhabeneren, aber wohlwollenden Ton an — „von jedem deiner Schritte habe ich gewußt, habe dich nie aus dem Auge gelassen; du bist ein gutes, recht gutes Mädchen. Nicht nur meine Warnung vor dem Spiele hast du befolgt, und dir vielmehr durch Arbeitsamkeit und Häuslichkeit einen redlichen Erwerb zu verschaffen gesucht; du hast die bösen Gelegenheiten gemieden und den Werth erkannt, welchen ein guter Wandel, eine ächte, tugendhafte Liebe vor allen Freuden der Welt behauptet. Du bist immer fromm und rechtschaffen geblieben. Darum weine nicht, gutes Mädchen. Die Tugend hat einen mächtigen Helfer

Du bist nicht verlassen. Aus meiner Hand nimm den Lohn, der dir beschieden ist!" Er öffnete die Thüre und Robert stürzte, den Prinzen und Alles vergessend, außer sich in die Arme Mathildens, des hocherstaunten Mädchens. Der Prinz sah mit stillem Vergnügen auf sie beide, und lächelte im seligen Bewußtseyn des Wohlthuns. Robert und Mathilde lagen zu seinen Füßen. Er hob sie liebreich auf, und ermunterte sie, jede weitere Sorge ihm selbst zu überlassen. Mathilde, welcher Robert mit einem flüchtigen Worte „Der Prinz!" das Räthsel zu ihrem größten Erstaunen gelöset hatte, getraute sich kaum, die Augen aufzuschlagen. Sie war erfüllt von der größten Bewunderung und dem heißesten Danke für den Prinzen, als ihr nun in dem Einen Gedanken Alles klar wurde. Noch waren sie vom Jubel wie betäubt, als ein Diener den Vater Mathildens in den Saal führte. Er wußte nicht, wie ihm geschah, als er die Jubelnden erblickte. Ehrerbietig beugte er sich vor dem Prinzen, welcher Mathilden, die in ihrer ungestümen Freude dem Vater entgegen eilen wollte, sanft zurückhielt, diesem ernst sich näherte, und mit einem strengen Winke ihn zu sich in das Neben-Zimmer rief. Robert und Mathilde harrten ängstlich, da Alles um sie her still war. Endlich kam der Prinz mit Mathildens Vater durch die Hauptthüre. „Glauben Sie nicht, daß ich sie deßwegen nicht hochschätze, lieber Mann," sagte er zu diesem. „Die ernsten Worte, welche ich zu Ihnen sprach, waren nothwendig. Jetzt kein Wort mehr davon! Ich hoffe, Sie sind gerettet!" Darauf wandte er sich schnell zu Mathilden, ihr einige Papiere überreichend. „Hier," sagte er, „nimm die Sum=

men zurück, die du bei mir niedergelegt hast, Mathilde Du wirst sie richtig finden, nebst den treffenden Zinsen." Dem Vater überreichte er Geld und Kostbarkeiten, mit den Worten: „Hier die Sachen, welche der berüchtigte Spieler Graf von Aal auf meinen Befehl Ihnen abgewonnen, und mir richtig überliefert hat. Zum Zweitenmale möchten sie wohl nicht wieder zurückkehren. Aber davor sind Sie sicher." „Ihr, Meister Robert," sagte er endlich, zu diesem gewendet, „werdet mir bei der Einrichtung, die ich für ein Brautpaar vorhabe, manche Dienste leisten können. Ihr werdet ohnehin mit Eurem Weibe bei mir in Berlin bleiben, wo Euch die Arbeit nicht leicht fehlen kann; wenn Ihr aber auch fern von Berlin bei dem Vater Eurer Mathilde, Euch befindet, so richtet Euch kühn an mich, wenn Ihr etwas bedürft!" — „O womit können wir danken?" riefen Alle. „Denket fleißig an den Lotterieladen!" erwiederte der Prinz lächelnd und entließ sie.

Im Verlage der Matth. Rieger'schen Buchhandlung in Augsburg ist 1834 neu erschienen:

Die Kalender-Kunde, oder Anleitung zur richtigen Kenntniß des Kalenders und zum nützlichen Gebrauche desselben, für Kinder in Stadt und Landschulen, von M. C. Münch, vormal. Seminar-Rektor, Pfarrer in Unlingen. 5te vermehrte und verbesserte Auflage. 10 Bogen. gr. 12, à 24 kr. oder 6 ggr. In Parthien von wenigstens ein Dutzend für Schulen à 18 kr. netto oder 5 gr.

Die 4te Auflage ward eben so schnell vergriffen, wie die frühern, es bedarf sonach in Beziehung auf die Brauchbarkeit dieser Schulschrift um so weniger einer weitern Darstellung, als sie sich bereits hinlänglich gerechtfertigt hat. Nichts desto weniger mögen die Aeußerungen eines competenten Richters des vortrefflichen Freiherrn v. Wessenberg hier eine Stelle verdienen; derselbe sagt hievon: „Dem Büchlein ist eine ausgedehnte Verbreitung unter „dem Volke zu wünschen. Es ist darin die Belehrung „über das Kirchenjahr mit dem Unterricht über die Jahrs„zeiten, den Lauf der Gestirne u. s. w. auf eine sehr „zweckmäßige Weise verbunden. Indem es die Gemü„ther zum Göttlichen erhebt, verscheucht es zugleich den „unseligen Spuck und Aberglauben. Dieses Büchlein „ist daher ein wahrhaft christliches Werk der Barmher„zigkeit für das arme Volk, welches noch in so vielen „Stücken in der Unwissenheit und im Irrthume umher „tappt."

Die Gesundheitslehre, oder Anweisung zur Förderung und Erhaltung der Gesundheit für Kinder in Stadt- und Landschulen, von J. C. Münch, vormaligem Seminar-Rektor, Pfarrer in Unlingen. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. 140 Seiten. 8. 24 kr. oder 6 gr. In Parthien von 1 Dutzend für Schulen 18 kr. oder 5 gr. netto.

(Gesundheit ist mehr als Gold und Kronen werth.)

Dieses Büchlein erscheint nun zum 4tenmale öffentlich, eine erfreuliche Anerkennung, die den Nutzen und die Brauchbarkeit dieser Schulschrift hinlänglich beweiset; Der redlich gesinnte und thätige Lehrer, der die Wichtig-

keit seines Berufes kennt, und den Forderungen desselben auch willig nachzukommen strebt, wird daher, gleich einem sorgfältigen Gärtner, den zarten Sprößlingen, welche seiner Pflege übergeben worden, alle jene Sorgfalt und Liebe schenken, die da nöthig ist, wenn sie gesund und kräftig heranwachsen und die erwarteten Früchte bringen sollen. Welche Freude muß das Innere eines jeden Kinderfreundes durchdringen, wenn er sich am Abende seiner Tage vorhalten und sagen darf: „durch meine Schuld ist Keines von allen verloren gegangen, welche mir zur Erziehung und Bildnng, für Zeit und Ewigkeit übergeben wurden.“ Ja, der Seegen des Herrn und der Dank der Kleinen wird Keinem ausbleiben.

Wir machen Eltern und besonders die Herrn Lehrer, welche dieses Büchlein noch nicht kennen, darauf aufmerksam, und empfehlen es zum Gebrauch in ihren Schulen.

Das Ganze der Ortographie, oder Rechtschreibung in anziehenden und lehrreichen Aufgaben für Kinder in Stadt- und Landschulen, von M. C. Münch, vormal. Seminar-Recktor, Pfarrer in Unlingen. 3te vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 12. broschirt 24 kr. oder 6 gr. In Parthien von 1 Dutzend für Schulen 18 kr. oder 5 gr.

Die günstige Aufnahme welche dieses Werkchen bisher in den Schulen des Inn- und Auslandes gefunden, hat den sprechenden Beweis von seiner Brauchbarkeit bei den Rechtschreibe-Uebungen geliefert. Der Herr Verfasser welcher selbst als Schulinspektor wirkt, fühlte das Bedürniß einer leichtfaßlichen Anweisung zur Orthographie in den Volksschulen, er hat die jugendliche Fassungskraft berücksichtigt, damit die Kinder ein Büchlein in der Hand haben womit sie den Lehrer Schritt für Schritt folgen konnen. —

Diese 3te Auflage ist noch mit mehreren Uebungsaufgaben bereichert, und verbeßert; da schon die frühern 2 Auflagen in mehreren tausend Exemplaren schnell abgesetzt wurden, so wird diese das vorgesteckte Ziel noch mehr erreichen.

Der verlorne Sohn. Eine Erzählung für die reifere Jugend. 8. 12 Bogen. Mit 1 Titelkupfer 36 kr. oder 9 gr. broch.

Der Herr Verfasser, welcher durch die Gesänge in „der Glocke der Andacht. Ein Erbauungsbuch" – (wovon jetzt seit 1½ Jahren in 2 Auflagen 5000 Exemplare in Deutschland abgesetzt wurden), die Andacht und Religiösität im Allgemeinen zu fördern sich bestrebte, richtet in dieser Erzählung sein Hauptaugenmerk auf die heranblühende Jugend, um hier in schlichter Prosa durch Beispiele der Tugend, des Fleißes, der echten Religiösität und durch edle Charakteren, das Gedeihen des Geistes und Gemüthes der so empfänglichen jungen Herzen zu befördern, ein Versuch der ihm eben so glücklich gelungen ist.

Jais, P. Aegid., schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen zur Sittenlehre für Kinder, die auch wohl von Erwachsenen benützt werden können. 28. verb. Auflage. 2 Theile. 12 Bogen. 12. 15 kr. oder 4 ggr. 5 sgr.

Der Verfasser sagt in der Vorrede: Ich bitte die Eltern, Schullehrer und Kinderfreunde treuherzig, daß sie diese Geschichten und Erzählungen den Kindern erklären, und öfters, besonders an Feiertagen, auch bei Lehr= und Abendstunden darüber ähnliche Gespräche und Beispiele anführen möchten, die für Kinder eben so unterhaltend, als nützlich seyn werden. Um dieses Werkchen besonders für Schulen recht gemeinnützig zu machen, wird es um einen so äußerst wohlfeilen Preis beide Theile (15 kr.) jedes Bändchen einzeln 9 kr geliefert, bei dem bereits 60,000 Exemplare ausgegeben sind.

Miller, Jos., Geschichte der heil. Familie Jesus, Maria und Joseph. Ein Geschenk für die Jugend. Mit 1 Kupfer. brosch. 18 kr. oder 5 gr.

Dieses Büchlein eignet sich für jedes Alter und Geschlecht. Besonders aber wird es auf das jugendliche Gemüth den wohlthätigsten Eindruck machen, da es ihm den heiligsten Erlöser in seiner Jugend als Muster des Gehorsams und der kindlichen Hingebung so ergreifend und herzlich darstellt, daß der gute Eindruck nur bei einiger Empfänglichkeit für's Gute unmöglich ausbleiben kann.

Brunner, J. E., der im Geiste und in der Wahrheit betende Katholik. Ein vollständiges Gebet= und Betrachtungsbuch für die katholische Jugend. 12. 15 Bogen mit 1 Kupfer 36 kr. oder 9 gr.

Förster Buchb.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Albert, Carl

Der Steg Zwey neue Erzählungen für die reifere Jugend mit einem Titelkupfer

Augsburg 1834

Paed.pr. 84
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10758945-8